Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 47 (1927)

Artikel: In Rifferwil vor sechzig Jahren : nach Briefen und eigenen Erinnerungen
Autor: Meyer, P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985675

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

In Rifferswil vor sechzig Jahren.

Nach Briefen und eigenen Erinnerungen

von Dr. P. Meyer, a. Rektor (Bern).

Rifferswil (oder Rifferschwil, wie man spricht und auch früher schrieb) ist eine wenig bekannte Kirchgemeinde im sogen. Knonaueramt, nicht eben höflich auch „Säuliamt", neuzeitlich Bezirk Affoltern geheißen, also im südlichsten Teil des Kantons Zürich. Auf der Hochebene, zu der man von Untermettmenstetten in der Richtung gegen den Albis etwa 120 Meter ansteigen muß, bettet sich das Dorf in eine von der Jone oder Jonen durchflossene Mulde und zerfällt in Ober- und Unter-Rifferswil. Die Kirche befindet sich auf 589 Meter Meereshöhe in Oberrifferswil. Hier, wo mein Vater von 1855—1868 Pfarrer war, verlebte ich meine früheste Jugendzeit, und da ich 1857 geboren bin, beziehen sich meine Erinnerungen vornehmlich auf die Jahre 1860 bis 1868.

Die Lage von Rifferswil, besonders diejenige des oberen Dorfes, ist ungemein schön; nur das noch über 100 Meter

---

Vorbemerkung der Redaktion. Wir nehmen keinen Anstand, diese kulturgeschichtliche Schilderung in unser Taschenbuch aufzunehmen, wenn sie auch nicht weit zurückliegt. In unserer raschlebigen Zeit hat sie einen besonderen Wert, speziell für die junge Generation. Der Pfarrer, der in der Zeit, die hier behandelt wird, in Rifferswil wirkte (von 1855 bis 1868), war Friedrich Meyer-Burkhard (1829—1910) aus dem Geschlecht der „Hirschenmeyer" von Zürich, später Erziehungssekretär, und während 40 Jahren Sekretär des Kirchenrats, 1906 von der theologischen Fakultät der Hochschule Zürich zum Dr. theol. h. c. ernannt.

Der Verfasser der Erinnerungen ist sein zweitältester Sohn, Paul, geb. 1857, langjähriger Lehrer der klassischen Philologie und Rektor am städtischen Gymnasium in Bern.

höher, auf einem Vorberg des Albis tronende Aeugst läuft ihm hierin den Rang ab. Die Luft in dieser Landschaft ist reiner als in den tiefer gelegenen Kantonsteilen nördlich der Albiskette. So bekam denn auch die Großmutter Meyer, bei ihrer ersten Umschau, von der Gegend einen sehr günstigen Eindruck; sie schreibt darüber im Mai 1855: „Also wir sind in unserem künftigen Paradieslein gewesen. Rifferswil ist ein kleines Dorf, freundlich und grün, von schönen Feldern und den reichsten, jetzt in voller Blüte prangenden Baumgärten umgeben. Im Dorf selber ist nicht viel Aussicht, aber auf der kleinsten Anhöhe die herrlichste auf den Zugersee, Rigi, Pilatus, und eine ausgedehnte Alpenkette, ungefähr dasselbe Panorama wie auf dem Albis. Es ist ein schöner Schlag von Leuten, und aus allen Häusern guckten freundliche Gesichter, um den neuen Pfarrer zu grüßen".

Auch das unmittelbar neben der Kirche, wie diese etwas erhöht liegende Pfarrhaus hat seinen Teil an der weiten Fernsicht. Bei hellem Wetter konnte der liebe Vater von seiner Studierstube im oberen Stock deutlich zwischen Rigi und Pilatus einige Schneegipfel des Berner Oberlandes erkennen, was ihm stets hohe Freude bereitete. Wenn er dann uns Buben darauf aufmerksam machte: „Seht doch, die Berneroberländer! Wie schön!", so lauschten wir flüchtigen Jungen nur mit halbem Ohr; kaum eins Blickes würdigten wir die glänzenden Spitzen, und hatten doch noch so unverdorbene Augen. Freilich, was gingen uns die „Berneroberländer" an? Daß sie mich später einmal stärker locken würden und ich in ihrer Nähe sogar meine zweite Heimat finden sollte, wie hätte ich das damals ahnen können! Allerdings auf der nahen „Egg", von wo man so weit in die Kantone Zug, Schwyz, Luzern und Aargau hinaussieht, oder auf dem „Zeißenberg", wo ein Nagelfluhfindling in Pyramidenform aufragt, den wir den „kleinen Rigi" nannten und beim Vorbeigehen selten zu besteigen versäumten, oder

gar im Landgut „Homberg“ (siehe unten!), wo vor dem Auge sich ein prachtvolles Landschaftsbild mit dem Zugersee im Mittelpunkt entfaltet, eine Aussicht, die viel bewundert, gezeichnet und gemalt wurde („Amateurphotographen“ gab es dazumal noch nicht), da dämmerte uns oberflächlichen Knaben doch zuweilen eine Ahnung von der Schönheit dieses Geländes auf, namentlich wenn etwa Verwandte aus Zürich, die auf Besuch kamen, ihres Entzückens kein Ende fanden.

Zu dem einstöckigen Pfarrhaus, einem sogenannten Riegelbau, gehören noch zwei Nebengebäude, ein geräumiger Holzschopf, sowie ein stattliches Waschhaus. Der mäßig große Obst- und Gemüsegarten umgibt das Wohnhaus auf drei Seiten; er befand sich samt diesem zur Zeit der Amtsübernahme durch meinen Vater in einem stark vernachlässigten Zustande, erhielt aber, wie das Haus selbst, mit der Zeit manche Verbesserung. An der südlichen Außenmauer rankte eine ertragreiche Ischiasrebe empor, neben ihr lieferten ein Pfirsich- und ein „Barillenspalier“ köstliche Früchte oft in großer Fülle. Die Ausmaße des Hauses waren freilich recht bescheiden, und seine Räume erwiesen sich für die im Laufe der Jahre auf sieben Köpfe anwachsende Pfarrfamilie je länger je mehr als unzulänglich.

Einen eigenen Brunnen besaß das Pfarrhaus nicht. Der nächste laufende, unten bei der Schmiede, war 1—2 Minuten entfernt; von dort mußte alles Wasser heraufgeholt werden. Noch sehe ich die stramme Lisebeth vor mir, wie sie jeweilen stolz, in kerzengerader Haltung, mit der gefüllten „Wassergelte“ auf dem Kopf, den weiten Weg vom Brunnen bis in die Küche zurücklegte. Wie sie aber im Winter, bei Schnee und Eis, mit ihrer schweren Last auf dem Haupt, über die Stufen beim Brunnen und die Steintreppen beim Haus, von denen die untere ohne Geländer war, wieder heil ans Ziel gelangte, ist mir bis jetzt ein Rätsel; es wäre denn, daß die andere Magd sie begleitete und sie zusammen die Gelte

mit der Hand trugen, so daß sie sich gegenseitig eine Stütze waren.

Vor 1864, d. h. vor der Eröffnung der Bahnlinie Zürich-Zug-Luzern, war Rifferswil wie ein Bergdörfchen von der Welt abgeschnitten. Wohl gab es von der Hauptstadt her zwei Postverbindungen, die Luzerner- und die Mettmenstetter-Post, aber sie berührten unsere Gemeinde nicht. Die erste kam täglich ein- bis zweimal zweispännig auf der breiten, 1825—1827 kunstreich angelegten Straße über den Albis gefahren, schwenkte aber bei der Riedmatt links nach Hausen ab, um von dort, über Baar und Zug, Luzern zu erreichen. Wer also mit dieser Gelegenheit von Zürich nach Rifferswil reiste, mußte in Riedmatt oder in Hausen aussteigen und die letzten 1/2—3/4 Stunden zu Fuß zurücklegen. Sein Gepäck durfte er dabei selbst tragen, oder er konnte es dem „Postbub" übergeben, der ohnehin „die Post" für Rifferswil in Hausen abholte, und zugleich Ankömmlinge, die mit der Gegend unbekannt waren, oder die, wie z. B. alleinreisende Damen, des Schutzes bedurften, unter seine Obhut zu nehmen hatte. War schwereres Gepäck zu erwarten, so wurde ihm empfohlen, eine „Stoßbäre" mitzubringen.

Im Winter war aber die Postfahrt über den Albis gar nicht immer so harmlos. Unsere Magd berichtete im Januar 1864 über ihre Heimreise: „Auf dem Albis herrschten Schneegestöber und schneidige Kälte. Die Postpferde sanken oft bis an den Kopf in den Schnee, und nur mit unsäglicher Mühe konnte der Postillon sie vorwärts bringen. Der Wind sauste so heftig um die Paßhöhe, daß man meinte, der Postwagen müsse umwerfen." Man braucht nur an „Schneeweheten" zu denken, so wird man diese Schilderung nicht übertrieben finden. — Über eine nicht minder abenteuerliche Fahrt des Herrn Zürrer von Hausen am 20. Dezember 1862 erzählt ein Brief Papas: „Herr Zürrer ging vom untern Albis zu Fuß heim, mit einer Kutschenlaterne in der Hand. Unter-

dessen wurden den Pferden die Eisen abgenommen und ihnen die Füße mit Tüchern umwickelt und sie so über den Berg gebracht." — Ende Dezember 1863 sollte uns eine zweispännige Kutsche, die man uns von Zürich über den Albis geschickt hatte, zur Weihnachtsfeier abholen. Es hatte stark geschneit und alles war gefroren; hierauf aber folgte plötzlich Tauwetter und Regen. Der Kutscher erklärte daher, von einer Rückfahrt über den Berg könne des Glatteises wegen keine Rede sein, er müsse „unten herum" fahren. Und so rollten wir denn einen langen, langen Regennachmittag über Affoltern, Bonstetten, Birmensdorf, Schlieren und Altstetten dem ersehnten „Samichlaus" bei den Großeltern in Zürich entgegen.

Es gab seit 1858 außer der großen Albispost, wie gesagt, noch das einspännige Mettmenstetterpöstchen, das von Zürich über den Albisriederberg ins Amt gefahren kam und zeitweilig Fortsetzung bis Zug gehabt zu haben scheint. Bei bösem Wetter jedoch, besonders im tiefen Schnee, hatte das eine Postpferd oft die größte Mühe, seinen Kasten vom Fleck zu bringen. Das erfuhren unsere Eltern am ersten Sonntag des Jahres 1859, als sie unter solchen Hemmnissen mit dieser Post statt um 8 Uhr, erst um 10 Uhr morgens in Mettmenstetten eintrafen, also zu einer Stunde, wo Papa, auf den man in Rifferswil mit dem Einläuten wartete, schon längst seines Amtes hätte walten sollen. Und obgleich er nun sein Fraueli im Stich ließ und allein durch den hohen Schnee den Berg hinan eilte, setzte es eine starke und ihm übel vermerkte Verspätung des Gottesdienstes ab.

Wollte umgekehrt ein Rifferswiler mit der Post von Hausen aus nach der Stadt reisen, so wußte er natürlich nie zum voraus, ob er überhaupt im Postwagen noch Platz finden werde. War das nicht der Fall, so stand ihm frei, entweder auf die Reise zu verzichten und wieder heimzugehen, oder sich in Hausen aufs Geratewohl nach einem Pri-

vatfuhrwerk umzutun. Unsere Eltern fuhren deshalb manchmal schon von Rifferswil nach Hausen im Einspänner und verpflichteten zur Sicherheit den Kutscher, sie im Notfall bis Zürich zu fahren. Bei so mangelhaften Verkehrsverhältnissen zog man es oft vor, überhaupt von der Post abzusehen und für die ganze Reise den teureren, aber zuverlässigeren Privatwagen zu wählen, mit dem man dann doch sicher in 2½—3 Stunden an Ort und Stelle anlangte. Wir in Rifferswil benutzten mit Vorliebe den Einspänner des Bärenwirts, des trefflichen Herrn Bühler; aber wohlgemerkt, diese „Chaischen" blieben vorn immer ganz offen, Sommer wie Winter, und z. B. bei Nacht und Nebel mit dem einen Pferd über den Berg zu fahren, war jederzeit etwas gewagt. Wer gut zu Fuß war, wie mein Vater und meine Großväter, legte natürlich oft die ganze Strecke auf Schuhmachers Rappen zurück, wozu es 3½—4 Stunden bedurfte. Um sich ein Stück des Marsches zu ersparen, benutzten sie etwa bis Thalwil das Dampfboot, um hierauf, durch den Sihlwald, die Albis- oder die Schnabelpaßhöhe zu ersteigen und so ins „Amt" zu gelangen. — Hausen besaß ein Postbureau, Rifferswil natürlich nur eine Postablage. Das nächste Telegraphenbureau befand sich aber — noch 1860 — gar erst in dem gut zwei Stunden entfernten Zug, wohin man die Telegramme durch einen „Expressen" schicken mußte. Später — wohl seit 1864 — konnte man dann freilich in Hausen telegraphieren. Das Telephon vermißte niemand; denn man wußte nichts davon. Seine Anfänge fallen bekanntlich über ein Jahrzehnt später.

Die Volkszählung von 1860 ergab für Rifferswil 541 Einwohner; sie bildeten 107 Haushaltungen und bewohnten 63 Häuser; 1920 dagegen zählte man nur 478 Einwohner[1]). Das Dorf hat sich eben nie vergrößert, weil es an keiner Bahn-

[1]) Vergl. H. Brandenberger, das Knonaueramt. Affoltern a. A. (1920), S. 209 f. (Die Buchnachweise verdankt der Verfasser zumeist seinen Brüdern).

linie liegt und sich deswegen trotz der ständigen Wasserkraft der Jone auch kein Gewerbe ansiedelt. In der „Mühle“ im Oberdorf bestand wohl eine Fabrikanlage mit Kanal, und zu unserer Zeit betrieben dort der Ratschreiber Bär und ein Herr Spinner eine Seidenzwirnerei; aber das Geschäft konnte sich an dem verkehrsarmen Orte nicht halten und ging nach wenigen Jahren für immer ein, womit auch eine willkommene Verdienstquelle versiegte. Aermere Leute gewannen ihr Brot durch Heimarbeit am Seidenwebstuhl oder durch Seidenwinden. Eine große Mühle mit Säge befand sich in Unterrifferswil; Bäckereien gab es zwei, eine gute „Metzg“ beim „Bären“, in der Nähe des Pfarrhauses auch zwei Spezereiläden. Aber für eine große Menge Bedürfnisse des Haushalts waren die Eltern eben doch auf Zürich angewiesen, und bei den schlechten Verbindungen konnte es oft 2—3 Tage dauern, bis z. B. nur ein zersprungenes Saugfläschchen wieder ersetzt war, worauf aber natürlich so ein junger hungriger Erdenbürger durchaus keine Rücksicht nehmen wollte. Anfänglich war weit und breit auch kein Haarschneider zu finden, und die Hausmutter mußte nicht nur uns Kindern die Haare stutzen, sondern hie und da, wenn's dringlich wurde, auch an Haar und Bart des Herrn Pfarrers die Schere anlegen. Mit der Zeit ließ sich allerdings ein Haarkünstler in dem nahen Hausen nieder, der gerne auch anderwärts Kunden annahm.

Die zum größten Teil aus Bauern bestehende Bevölkerung Rifferswils war im allgemeinen recht wohlhabend. Unterstützungsbedürftige Arme fanden sich nur wenige, so daß die Armenpflege unsern Vater wirklich nicht schwer plagte. Unter den Bauern gab es mehrere sehr wohlhabende; man sah es den stattlichen, gut unterhaltenen Wohnhäusern, den davon meist ganz getrennten mächtigen Scheunen mit den breiten Einfahrten und den sauber gehaltenen, vollbesetzten Stallungen wohl an. Die älteren Bauernhäuser zeigten einen einheitlichen Stil, sie waren ganz aus Holz gebaut oder wenigstens vom

1. Stock an. Die Fenster lagen zu sechs und mehr unmittelbar nebeneinander, weshalb die durch ein Schiebbrett gebildeten Fensterladen zum Hinaufstoßen und Herunterziehen eingerichtet waren. Vor der Sonnenseite des gemauerten Erdgeschoßes oder Kellers erhoben sich sorgfältig geschichtete „Scheiterbeigen". Bei einem viel späteren Besuch des Dorfes (im Jahr 1907) fand ich einige alte Häuser der beschriebenen Art nicht mehr vor; sie waren durch andere, in einem etwas abweichenden Stil gebaute ersetzt, der von anderwärts her stammen mochte. Ein bemerkenswertes Gebäude war auch die alte „Mosttrotte", schräg gegenüber dem Pfarrhaus, ein stattlicher Bau mit einem einzigen riesigen Innenraum, Mauerbalken und Fensterladen auf der Außenseite mit altertümlichen Schnörkeln in halb verblichenen Farben bemalt. Dies Haus, das wir täglich vor Augen sahen, hatte für uns eine geheimnisvolle Anziehungskraft; nur einmal im Jahr, im Herbst, öffneten sich seine Pforten und Fenster, wenn das Mosten begann. Doch davon später.

Unter der angesessenen Bewohnerschaft gab es mehrere besonders treffliche Männer, auch einige ausgeprägte Charakterköpfe. Da war der Ratschreiber, der alte Sigrist, der Kommandant Bär, die Gebrüder Hurter, vor allem aber der Gemeindeamman Leonhard Bär („Lieni Gmeindamme", wie man ihn nannte), auf den mein Vater große Stücke hielt. Schon im Februar 1856 rühmt er ihn in einem Briefe wegen seiner Gefälligkeit und Freundlichkeit; und 1858 schreibt Papa sogar von ihm: „...er ist gewissermaßen ein Bürge, daß alles im Gemeindehaushalt ordentlich und gewissenhaft zugeht und der Friede bleibt, und das vermag nicht jeder." Als im Frühling 1860 der angesehene Arzt und Statthalter Joh. Jak. Hegetschweiler, auch ein origineller Mann, plötzlich starb, und ein für Rifferswil ganz ungewöhnlich großartiges Begräbnis stattfand, an dem Regierungsräte, Bezirksbehörden, Geistliche und Lehrer sehr zahlreich teilnahmen, so daß die

kleine Kirche ganz überfüllt war, da schrieb mein Vater nachher: „Der Stillstand hielt in der Kirche musterhafte Ordnung, und die Rifferswiler haben wieder einmal gezeigt, daß sie viel Takt und Zartgefühl haben, wenn sie wollen.“ Auch ein Teilnehmer aus der Stadt rühmte, wie ernst und feierlich alles zugegangen sei; im übrigen lobte er auch die Rede des jungen Pfarrers und sein vortreffliches Gedächtnis, „da er, ganz frei redend, mit der größten Sicherheit alles berührt und sich auch nicht in einer Jahrzahl geirrt habe.“ — Diese Bestattung, der wir Büblein in Begleitung der Magd auf dem Kirchhof zuschauten, ist eine meiner frühesten, wenn auch recht verschwommenen Erinnerungen.

Unter den Familiennamen der Rifferswiler herrschten Grob, Hauser, Huber, vor allem aber Bär, und unter den Vornamen Heinrich vor. Das Steuerregister von 1858 enthält 48 Steuerpflichtige namens Bär, darunter etwa ein Drittel Heinriche. Wenn daher bei den Spritzenproben das Namenverlesen stattfand, kehrte Heinrich Bär so oft wieder, daß der Gemeindeschreiber unterscheidende Zusätze wie „Ratschreibers“, „Sennen“, „im Guggenbühl“ u. s. f. anbringen mußte. Auch im gewöhnlichen Verkehr waren solche Familienzunamen nötig und allgemein gebräuchlich, wie ja auch anderswo, z. B. 's Wächters, 's Neupure, 's Bernete u. a.[2]) Als mein Vater 1862 seinen vierten Sohn ebenfalls auf den Namen Heinrich taufte, sollen die Rifferswiler darüber gelacht haben, daß sogar dem Pfarrer kein anderer Name mehr als Heinrich eingefallen sei. Sie wußten eben nicht, daß auch ein Heinrich, deren es ja zu Stadt und zu Land so ungeheuer viele gab und gibt[3]), meinem jüngsten Bruder zu Gevatter stand.

---

[2]) Vergl. Stauber, Sitten und Gebräuche im Kanton Zürich. 122 u. 124. Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft in Zürich für 1922 und 1924, S. 65 f.

[3]) Vergl. H. Messikommer, Aus alter Zeit. Ein Beitrag zur Volkskunde. II. (1910), S. 149.

Das Verhältnis zwischen Pfarrer Meyer und seiner kleinen Gemeinde darf ich ruhig als gut bezeichnen. Freilich drückte meinen Vater als jungen, rüstigen Mann, so sehr er sich auch neben den eigentlichen Amtspflichten mit Schul-, Konfirmanden- und Krankenbesuchen und ähnlichen Dingen Mühe gab, anfänglich wenigstens oft das Gefühl, zu wenig beschäftigt zu sein. Gerne übernahm er daher weitere Aufgaben. So stand er jahrelang der Aufsichtskommission der Armenanstalt Kappel vor, war Aktuar der Bezirkskirchenpflege, übernahm die in Baar neueingerichteten protestantischen Gottesdienste, bereitete strebsame junge Rifferswiler auf den Eintritt ins obere Gymnasium vor, erteilte den Religionsunterricht an der Sekundarschule Hausen usw. Und als er bei der eidgenössischen Besetzung von Genf im Frühjahr 1860 zum Feldprediger ernannt wurde, folgte er dem Ruf des Vaterlandes mit Freuden, obwohl ein Familienzuwachs in Aussicht stand. Doch war das erwartete Kindchen so rücksichtsvoll, seinen Eintritt in diese Welt bis zur Heimkehr des Vaters zu verschieben.

Die liebe Mutter freilich ist, wenn schon sie ihre Kinderjahre im nahen Pfarrhause Birmensdorf verlebt hatte, in Rifferswil nie so ganz heimisch geworden; sie fühlte sich oft vereinsamt und glaubte sich von niemand im Dorfe verstanden; denn das dritte Wort jeder Bauernfrau lautete: „Me mueß halt werre“, was die gute Frau Pfarrer so auslegte, sie lasse es sich eben nur viel zu wohl sein. Mama litt besonders auch unter dem ja bekanntlich an kleinen Orten üppig gedeihenden Klatsch. Immerhin erinnere ich mich, sie doch auch oft heiter und fröhlich gesehen zu haben, so daß jene trüben Stimmungen mehr vorübergehend sein mochten. Es war ja auch noch die gute Zeit, wo die Bauern wetteiferten, von ihren Erträgnissen der Pfarrfamilie Geschenke ins Haus zu bringen. Da gab es mächtige, fette Schinken, Gemüse, viel Obst, namentlich Aepfel, Kirschen und Zwetsch-

gen, oft in solcher Masse, daß wir dörren mußten, um die köstlichen Früchte nicht zugrunde gehen zu lassen. Dem Ueberbringer solcher Guttaten lachten jederzeit einige Paare Kinderaugen verständnis- und erwartungsvoll entgegen, die Eltern aber nötigten ihn in die Stube und stellten ihm zum Dank ein Glas Wein auf.

Natürlich trat nicht selten die Frage eines Ortswechsels an unsern Vater heran, und er war in den ersten Jahren durchaus nicht abgeneigt, auf solche Anträge einzugehen, da er sich auch einer größeren Pfarrgemeinde gewachsen fühlte. Wenn nun aber etwa fremde Besucher am Sonntag in der Kirche erschienen, um zu „losen", so geriet das ganze Dorf in Aufregung und verging fast vor Neugierde. Zwar war es ja ein Leichtes, den Fremden, die gewöhnlich nach dem Gottesdienst zum Mittagessen ins Wirtshaus gingen, das Geheimnis ihrer Herkunft abzulocken; aber wie das Weitere erfahren? Später, als wir zur Schule gingen, konnte man sich wenigstens an uns halten. So wurden wir eines schönen Morgens mit der Frage überfallen: „Ist's wahr, geht ihr nach Altstetten?" Unsere ganz aufrichtige Antwort, wir wüßten von nichts, glaubte natürlich kein Mensch. Anderseits aber verdient hervorgehoben zu werden, daß es die Dorfbewohner bei solchen Anlässen auch nie an zahlreichen Beweisen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit für das bisher vom Pfarrer Geleistete fehlen ließen. Doch alle derartigen Pläne scheiterten daran, daß Papa in die Nähe der Stadt zu kommen trachtete, um der höheren Schulen willen, in die er später seine Söhne schicken wollte, und gerade z. B. Altstetten, das diese Bedingung erfüllt hätte, wählte anders. Erst als ihm im Jahr 1868 eine Stelle als Sekretär des Erziehungs- und des Kirchenrates in Zürich selbst angeboten wurde, sagte er zu, wenn es ihn auch sauer genug ankam, die schöne und unabhängige Stellung des Pfarrers einer kleinen Landgemeinde in lieblicher Gegend mit dem anstrengendern und einförmigen

Leben eines Bureaubeamten in der Stadt zu vertauschen. Aber er tat es der Gattin und den Kindern zuliebe. Auch daß der Plan eines Kirchenumbaues, von dem 1864 in Rifferswil lebhaft die Rede war, sich vollständig zerschlagen hatte, mochte ihm den Entschluß erleichtern. Aber schließlich wurde der Weggang von Rifferswil den lieben Eltern doch recht schwer, so viel Freundliches erwies man ihnen noch in den letzten Tagen und bei der schönen Abschiedsfeier, und der lieben Mutter standen noch bei ihrer Ankunft in Zürich die Tränen in den Augen.

Doch kehren wir wieder zu unserer Schilderung zurück. Den von den Pfarrersleuten im Dorf etwas vermißten geselligen Verkehr ersetzte in nicht geringem Maße derjenige mit andern Pfarrhäusern. Da gab es für die Herren die Pastoralgesellschaft des Bezirks, im Winter, wo sie gern zur Zeit des Vollmondes tagte, auch „Mondschein" geheißen; oder es fanden sich die Pfarrer mit ihren Frauen an Wochennachmittagen häufig zum „Kränzchen" in einer regelmäßigen Kehrordnung zusammen. Man blieb meist recht lange bei einander, und wenn endlich doch die Scheidestunde schlug, mußten alle Teilnehmer den nähern oder auch sehr weiten Heimweg selbst unter die Füße nehmen; nur ausnahmsweise, im Winter oder bei gar bösem Wetter, sah man sich nach einer Fahrgelegenheit um. Es waren namentlich die Pfarrhäuser Kappel, Knonau, Maschwanden, Hedingen, Obfelden, Aeugst und Rifferswil, die solche Geselligkeit pflegten.

Besonders gern und oft verkehrten wir mit dem so nahen Pfarrhaus Kappel. Wie manchen vergnügten Sonntagnachmittag haben wir dort verlebt! Pfarrer war damals in Kappel der alte Herr „Kammerer" Eßlinger, ein Kinderfreund von herzgewinnender Liebe und Fröhlichkeit. Wenn wir „Prinzen", wie er uns nannte, anrückten, war er sofort Feuer und Flamme. Für's erste pflegte er einem jeden von uns eine große Fahne, deren das Pfarrhaus eine Menge besaß, in die

Hand zu drücken, und wir zogen dann damit jauchzend ums Haus herum. Dann lief er mit uns in den Garten und wies uns die Plätze, wo Beeren und Früchte genascht werden durften; oder er lehrte uns Seifenblasen machen, er zeigte uns die Kirche, die ausgedehnten Ställe der Anstalt Kappel mit den langen Reihen wohlbesorgten Rindviehs, und was sonst Kinder erfreuen konnte. Daß die stolze Klosterkirche etwas ganz anderes sei, als unser bescheidenes Dorfkirchlein, begannen wir zu ahnen; mehr Spaß machte es uns freilich, daß in den Lucken des hohen Kirchendaches meist Käuzchen zu sehen waren, die in Gruppen fast unbeweglich dort oben hockten, um das Tagesende abzuwarten. Daß wir bei den gutherzigen Leuten nicht Hunger leiden mußten, versteht sich. Wenn aber dann etwa plötzlich einer der „Prinzen" über ein verdächtiges Grimmen klagte, so legte Herr Kammerer den „Buchwehner" flach über einen Stuhl, Kopf, Arme und Beine nach dem Boden hängend, und beschwerte unter allgemeiner Heiterkeit den nach oben gerichteten Sitzteil des Leidenden mit großen Büchern, worauf dann das Uebel in der Regel sofort wich.

Enge Freundschaftsbeziehungen bestanden auch zwischen unserm Pfarrhaus und dem Homberg. Dieses unvergleichlich schön am Südabhang des bewaldeten Höhenzuges gleichen Namens gelegene Landgut war in den 40-er Jahren von Herrn Rechenschreiber Arnold Nüscheler-Usteri aus Zürich angelegt worden. Seit 1848 brachte er mit seiner Frau jeden Sommer dort zu und hat noch 1888 seine goldene Hochzeit daselbst gefeiert. Das Ehepaar war kinderlos, übte aber dafür eine außerordentliche Gastfreundschaft aus, und namentlich auch fremden Kindern gegenüber bewies es große Güte. So durften wir Pfarrersbuben uns häufig ganze Sommertage auf dem prächtigen Landsitz nach Herzenslust tummeln. Immerhin war dem jugendlichen Uebermut ein- für allemal gewehrt; denn Frau Nüscheler mit ihrem zwar freundlichen, aber

vornehm gemessenen und bestimmten Wesen, flößte uns gewaltige Hochachtung ein. Da durfte das Haus nie ohne vorausgehende gründliche Schuhreinigung betreten, in kein Zimmer außer der Eßstube ein Fuß gesetzt werden. Dafür aber sah es auch im Hause immer aus, als ob Sonntag wäre; nirgends war Unordnung zu bemerken, kaum irgendwo ein Stäubchen sichtbar. Als im Sommer 1861 die Besitzer des Hombergs abwesend waren und unterdessen auf ihre Einladung unsere Großmama Meyer mit zwei Töchtern das Gut bewohnte, staunte sie förmlich, wie Frau Nüscheler für ihre Bedürfnisse alles bedacht hatte „bis auf Arbeitskörbchen herab für uns und Musuli und Tellerchen für die Buben“ (Fritz und ich aus dem Pfarrhaus).

Auf dem ausgedehnten und einsamen Gute, zu dem auch Stallung und Scheune mit einer Wohnung für den Knecht gehörten, war natürlich ein Hofhund unentbehrlich. In der frühesten Zeit, an die ich mich erinnere, versah diesen Dienst ein altes, großes, gelbes Tier ohne Zähne mit Namen Leo, das Kinder gerne leiden mochte und sich von uns alle Behandlungen und auch Mißhandlungen gefallen ließ. Aber bald mußte dieser treue Wächter altershalber beseitigt werden, und nun kamen andere Zeiten. Die Nachfolger Leo's verstanden keinen Spaß mehr, einer war böser als der andere, sodaß wir Knaben, wenn es etwas im Homberg zu bestellen gab, nur mit Zittern und Zagen den Park betraten, obgleich der Hund meist an der Kette lag. Auch der Postbub blieb gewöhnlich am „Gatter“ stehen und suchte sich von ferne durch Rufen bemerklich zu machen, da er sich nicht in die Nähe des Hauses getraute. Eine Klingel gab es nämlich nicht; denn die Entfernung war für einen Draht zu groß, und elektrische Läutwerke kannte man nicht. Einmal begaben wir uns mit Frau Nüscheler zum Stalle, um dort kuhwarme Milch zu trinken — die man ja damals noch für ein wunderbar gesundes und stärkendes Getränk hielt —, da tobte der Kettenhund so un-

bändig, daß die Kette riß und er auf uns losstürzen konnte. Wir zwei Ältern ergriffen mutig das Hasenpanier, den jüngern Bruder Diethelm im Stich lassend. Dieser stolperte und fiel zu Boden, und es hätte ihm übel ergehen können, wenn eben nicht seine Herrin mit uns gewesen wäre, der es denn gelang, das aufgebrachte Tier etwas zu beruhigen.

Zum Dank für das viele Gute, das wir alle jeden Sommer auf dem Homberg genossen, luden die Eltern häufig am Sonntag die Eheleute Nüscheler, die regelmäßige Predigtbesucher waren — Herr Nüscheler hatte seinen bestimmten „Krebsstuhl" im Chor, Frau Nüscheler saß neben Mama im „Pfarrstuhl" —, zum Mittagessen ein. Im Winter aber, wenn sie in der Stadt wohnten, jedoch Geschäfte Herrn Nüscheler auf sein Gut und zu dem dort hütenden Knechte führten, sprach er allein im Pfarrhaus zum Mittagessen vor. Hiebei mochte es denn freilich sich treffen, daß das ankündigende Brieflein später anlangte als sein Absender, was natürlich die gute Hausmutter, wenn man gerade „nichts Rechtes" zu Mittag gehabt hätte, in arge Verlegenheit setzen konnte. Doch vermochte sie sich, unterstützt von der überaus tüchtigen, „g'schaffigen" Lisebeth, in der Regel mit Ehren aus der Klemme zu ziehen.

Während einiger Jahre unterhielten die Eltern auch einen geschätzten Verkehr mit der Familie Stocker-Hegetschweiler. Herr Stocker war der Schwiegersohn des 1860 verstorbenen Statthalters und Arztes Hegetschweiler und bewohnte zeitweilig (von 1860—1862 und wiederum vom Herbst 1866 bis im folgenden Sommer) das unmittelbar außerhalb des Oberdorfs gelegene Haus seines verstorbenen Schwiegervaters, das sog. Statthalterhaus. Die beiden Knaben Stocker, Gottlieb und Hans, standen im gleichen Alter wie mein Bruder Fritz und ich, und von unseren gemeinsamen Taten und Erlebnissen wird im Verlauf unserer Schilderungen noch mehrfach die Rede sein.

In den Jahren aber, wo die Familie Stocker abwesend war — Herr Stocker leitete früher in Zwillikon, später (1862—1866) im Hagedorn an der Lorze, die Spinnerei — vermietete er das Haus in Rifferswil, das so unsern Großeltern und Tanten in Zürich eine erwünschte Gelegenheit zu Landaufenthalten in unserer nächsten Nähe bot; sie machten denn auch dreimal, 1860, 62 und 63, mit Freuden davon Gebrauch. „In prächtiger Lage," sagt ein Brief von 1860, „vollständig möbliert, mit Garten und Gartenhäuschen ist das Haus zu einem Sommeraufenthalt wie geschaffen." Und Großmutter schreibt von dort aus: „Heute erwachte ich um 5 Uhr — das Panorama vor meinen Augen war so entzückend, daß ich es fast für Sünde gehalten hätte, dieselben noch einmal zu schließen. Die ganze Reihe der Bernerberge samt ihren Nachbarn in Uri und Schwyz lag in reinstem Glanz vor mir." usw. Das waren aber auch für die Pfarrfamilie in jenen Jahren unvergeßlich schöne Sommermonate; zwischen den beiden Häusern herrschte ein tägliches Hin und Her, und im Dorfe wurden die langen Anwesenheiten der Stadtgäste ebenso gern gesehen, da man auch dort allerlei nicht zu verachtende Wirkungen davon zu spüren bekam.

Wenden wir uns jetzt aber mehr unserem gewöhnlichen Leben und Treiben zu. Schon sehr jung fanden wir Gefallen daran, uns im Oberdorf und in seiner Umgebung herumzutreiben und den Bauern bei ihrer Beschäftigung zuzugucken. So waren wir oft stundenlang unauffindbar, und die Eltern mußten anfangen, uns strenge zu regelrechter Abmeldung zu verpflichten, damit wir ihrer Aufsicht nicht ganz entschlüpften. Diethelm scheint häufig im Gasthaus zum „Engel" verschwunden zu sein; wenigstens wünschte ihm die Großmama Meyer zu seinem 4. Geburtstage (1864), er möchte „vor allem dem Wirtshausleben entsagen." — Mich glaubte man eines Tages fast verloren. Der Vater hatte nämlich, als er seinen regelmäßigen Gang nach der Sekundarschule Hausen antrat, Fritz

und mich beordert, ihm um elf Uhr entgegenzukommen. Fritz zeigte aber, als es Zeit war, keine Lust dazu, und so begab ich mich, wiewohl der Himmel grau bedeckt war, allein — ich mochte wohl vier Jahre zählen — auf den Weg. Aus irgendwelchem Grunde nun verfehlte ich Papa, schritt aber unverdrossen fürbaß und machte erst bei den vordersten Häusern von Hausen Halt. Da wartete ich lange, doch kein Papa kam. Am Ende fiel den Leuten das einsame Büblein, dem das Weinen so nahe stand wie dem Himmel das Regnen, doch auf, und sie fragten mich nach meinem Namen und dem Grunde meines Hierseins. Dann lud mich jemand aus dem nächsten Hause ein, drinnen zu warten. Als es jedoch 12 Uhr schlug, riet man mir, heimzugehen, da mein Vater gewiß längst zu Hause sei. Das leuchtete mir ein, und ich machte mich auf den Rückweg. Auf diesem holte mich eine freundliche Nachbarin ein, und völlig getröstet und fröhlich plaudernd langte ich vor dem Pfarrhause an, wo man nachgerade doch bange geworden war und sich eben auf die Suche begeben wollte.

Die ärmeren Dorfkinder gingen Sommers natürlich barfuß. Wir baten einst die Eltern um die Erlaubnis, diesem Beispiel folgen zu dürfen, und erhielten sie auch. Da uns aber bald die Füße schmerzten oder sogar wund wurden, verflog der Reiz der Neuheit rasch. Bequem war es allerdings schon für das ungemein beliebte Herumwaten im Bach, wenn man nicht erst Strümpfe und Schuhe auszuziehen und fortwährend mit einem Auge zu hüten brauchte. In der Jone gab es so viel Unterhaltendes, vor allem eine Menge Krebse und Fische; auf dem Wasserspiegel bewegten sich ruckweise die sog. „Scheren“, und darüber tanzten die zierlichen blauen Wasserjungfern im Sonnenschein. Unsere Gespielen aus dem Dorfe verstanden sich vortrefflich auf den Krebsfang — Fische ließen sich nicht so leicht mit der Hand erwischen —; manch einer unserer Kameraden verspeiste so eine ausgerissene Krebs-

schere roh und behauptete, sie schmecke ausgezeichnet. Von der Qual, die so den verstümmelten, ihrem Element entrückten und langsam hinsterbenden Tieren bereitet wurde, machten wir uns keine Vorstellung, weder die Täter noch die Zuschauer (wie ich), die selbst keinen Krebs anzupacken wagten. In einem gewissen Jahre wurde die Jone zwischen der Fabrik und der Oberdorfbrücke gerade gelegt. Dabei ging leider eine Menge lauschiger Plätzchen verloren, aber auch der Fischreichtum des Gewässers offenbarte sich; denn in einem übriggebliebenen Tümpel des alten Bachbettes konnten, bevor er zugeschüttet wurde, die Arbeiter unzählige Fische, wohl meist Forellen, die sich dorthin geflüchtet hatten, mit leichter Mühe fangen und als willkommene Beute nach Hause tragen. Günstig für die Tierwelt des Baches war sein fast stets gleich bleibender Wasserstand. Er trocknete nie ein, auch Ueberschwemmungen kamen selten vor. Das Oberrifferswiler Moos, das er durchfließt, bildet eben eine Art Regulator. Nur an einen Frühling erinnere ich mich, da infolge der raschen Schneeschmelze an den Abhängen der oberen Albiskette, wo die Jone entspringt, der Bach in wenigen Nachmittagsstunden gefahrdrohend anschwoll.

Ein ebenso beliebter Aufenthaltsort wie der Bach war für uns die Dorfschmiede beim „Engel". Wie gerne schauten wir dem freundlichen Meister (Karl Wegmann) und seinen Gesellen zu, wenn sie aus weißglühendem Eisen allerlei merkwürdige Dinge kunstreich zurecht hämmerten, wenn sie eiserne Reifen auf Wagenräder schweißten, wenn sie störrische Pferde oder gar einen bösen Stier, der in das dazu bestimmte, vor der Dorfschmiede stehende Gerüst gepfercht und gebunden wurde, beschlagen mußten, oder wenn sie an der vom Wasserrad getriebenen Drehbank hantierten. Dieses unterschlächtige Wasserrad samt seinem Gehäuse entstand bei Anlaß der Bachkorrektion und bildete für uns ebenfalls eine große Merkwürdigkeit, besonders als es neu war und noch offen lief.

Aermeren Dorfbuben halfen wir im Walde dürres Abfallholz sammeln und heimschleppen, sogar Kuh- und Roßmist von der Straße zusammenlesen. Die Bauernsöhne ließen sich zu solchem freilich nicht herbei und verwunderten sich etwa über unser Tun; sie mußten dafür allerdings beständig ihren Eltern bei den landwirtschaftlichen Arbeiten an die Hand gehen. Das taten wir dann freilich auch, sobald wir dazu alt genug waren. Im „Heuet“ legten wir beim „Verzetteln“, „Wenden“, „Schöcheln“ und beim Zusammenrechen, wenn geladen wurde, wacker mit Hand an. Zur Belohnung durften wir wohl etwa hoch auf dem Fuder heimfahren; doch war mir immer etwas unheimlich dabei, denn ein dunkles Gefühl sagte mir, wie übel es uns ergehen könnte, wenn der Wagen umkippte. Dann wurden wir aber auch reichlich bewirtet mit Brot, Käse und Most, oder mit Milchkaffee und gebratenen Erdäpfeln, wozu das braune Bauernbrot so trefflich schmeckte. Bei der Getreideernte waren wir natürlich weniger zum Helfen geeignet, es sei denn zum Aehrenauflesen. Die Rifferswiler schnitten die „Frucht“ immer mühsam gebückt mit der Sichel; als ich einst auf einem Ausflug Bauern mit der Sense im Kornfeld sah, kam mir das gar sonderbar vor. Selbstverständlich mußten sozusagen alle Arbeiten von Hand besorgt werden, da man landwirtschaftliche Maschinen noch nicht kannte. Nur die Dreschmaschine gelangte vereinzelt zur Anwendung, getrieben von zwei einander im Kreise nachstampfenden Gäulen. Gewöhnlich aber drosch man das Getreide im Winter auf dem „Tenn“ mit dem Flegel, und schon in dunkler Morgenfrühe weckte uns dann im Pfarrhaus das weithin hörbare taktmäßige Geklapper. Im Herbst, wenn das Vieh auf die Weide getrieben wurde, war man wieder oft über unsere Hilfe froh. Immerhin — so eine große plumpe Kuh an einem Strick oder Riemen bis auf die manchmal ganz abgelegene Wiese zu führen, machte dem ungewohnten Büblein des Pfarrers oft recht bange, z. B. wenn das Tier plötzlich

nicht mehr weiter wollte oder unverhofft in Eilschritt überging, wenn es den Kopf mit den gefährlichen Hörnern schüttelte, oder wenn auf der Weide die Kühe in fremdes Gras sich verliefen und man sie hinausjagen mußte — ein kleiner Knirps mit einer Geißel, die ihm fast zu schwer war, eine ganze Herde! Besser gefiel es mir, wenn wir auf dem Feld ein Feuerlein anzünden durften, um daran die kalten Hände zu wärmen und Aepfel von den nächsten Bäumen darin zu braten.

Die Weinlese hatte für Rifferswil, im Gegensatz zu den Ortschaften am See und im Weinland, keine Bedeutung. Der spärliche Ertrag des einzigen Weinbergs beim Homberg vermochte auch seinen wenigen Besitzern kaum ein Faß mit dem sauren Rebensaft zu füllen. Um so wichtiger war das Obst, das auf den zahllosen, nicht nur wie im Kanton Bern auf der sog. Hofstatt, sondern überall gepflanzten Fruchtbäumen wuchs, und der hieraus gewonnene Most. Dieser, sowohl der Apfelmost als auch der noch beliebtere, oft schäumende Birnenmost, bildete das fast ausschließliche Getränk der Bevölkerung. Daß dieses Genußmittel ungesund sei, davon wußte man in Rifferswil nichts; im Gegenteil, man hielt damals den Most wie die anderen alkoholhaltigen Getränke (mit Ausnahme des Branntweins), wenn man sie mäßig genoß, für durchaus gesund und sehr stärkend. Darum gab auch einst unser Vater unserm Drängen, für uns Most im Keller zu halten, unbedenklich nach, und wir Buben tranken davon wochenlang bei Tisch, bis die Neige im Fäßchen sich trübte.

Aber das Schönste war doch das Mosten selbst. Jetzt standen auf einmal Fenster und Türen der schon beschriebenen alten Trotte offen, und von weitem hörte man bereits das Klappern der von zwei Mann gedrehten Mahlsteine. Traten wir aber hinein, welch fröhlicher Anblick waren nur schon die Berge beim Einfülltrichter auf den Boden geschütteter Aepfel oder Birnen, von denen man natürlich naschen durfte, soviel man wollte und mochte. Im übrigen nahm das Mosten un-

gefähr den von Messikommer[4]) beschriebenen Verlauf. Gleich zu Beginn des Mahlens floß der honigsüße Saft unten in eine „Stande“ ab und reizte nicht bloß die Kinderwelt zum Kosten, sondern lockte auch Schwärme von Wespen an. War das Mahlen vorbei, so wurde die klebrige Masse ins Trottbett geschöpft, dieses sorgfältig mit den zugehörigen Brettern überdeckt und der Zwischenraum zwischen der so entstandenen Fläche und dem riesigen, die ganze Länge des Gebäudes beanspruchenden Trottbaume mit schweren Eichenklötzen und Brettchen sorgfältig ausgefüllt, um den Druck nach unten möglichst gleichmäßig und wirksam zu verteilen. Der Trottbaum ruhte am einen Ende auf einer festen Unterlage, am anderen aber auf der gewaltigen, senkrechtstehenden Schraube aus Eichenholz, die oben in einem zu diesem Zweck daran angebrachten Gewinde des Trottbaumes lief, während ihr Fuß, aus einem zuckerstockförmigen, gewichtigen Nagelfluhblock gebildet, in einer kreisrunden Bodenvertiefung stand. Wenn nun das Pressen beginnen sollte, so drehten vier Mann an zwei durchgesteckten Stangen die Schraube in der Weise, daß sich der Trottbaum tiefer und tiefer senkte und auf die Unterlage drückte, worauf der süße Most nicht nur aus dem Ablaufloch, sondern auch aus allen Fugen des Trottbettes in kräftigen Strahlen hervorspritzte. Auch wenn der Trottbaum sich nicht mehr tiefer zwingen ließ, fuhr man mit dem Drehen fort, sodaß nun umgekehrt die Schraube samt ihrem schweren Fußgestell langsam aufwärts zu steigen begann. Dieser uns unerklärliche Vorgang bildete jeweilen den Höhepunkt des spannenden Schauspieles, dem wir freilich nur in einigem Abstand zusehen durften. Denn die drehenden Männer mußten alle ihre Aufmerksamkeit und ihre ganze Kraft darauf verwenden, daß nicht etwa die Schraube, durch das Gewicht ihres Fußes gezogen, rückwärts ging und mit immer zunehmender Schnelligkeit nach abwärts auslief, denn das hätte jeden in

[4]) Messikommer, Aus alter Zeit, II, S. 59 ff.

der Nähe Stehenden in Todesgefahr bringen können. Ebenso mußte, wenn's genug war, die Schraube mit Hilfe der Stangen an den Wänden fest versperrt werden, und wiederum warnte man uns auf's Strengste davor, uns zu nahen oder gar etwas zu berühren. Nun blieb die Schraube mit ihrem Gewicht etwa einen Tag am Trottbaum hangen, so daß der „Träscht" fortwährend unter Druck stand. Am andern Morgen war die Senkung augenscheinlich. Irre ich nicht, so wurde nun, nachdem losgeschraubt und das Trottbrett abgedeckt war, der „Träscht" mit Schaufeln tüchtig umgerührt und noch ein zweites Mal ausgepreßt. Die weitere Behandlung des Mostes im Keller war uns gleichgültig; dagegen sahen wir im Winter in den Waschhäusern zu, wie aus dem „Träscht" Branntwein abgedampft wurde, und späterhin konnten wir beobachten, wie man aus der abgestandenen Träschtmasse noch sogen. „Zigerstöckli" formte, die getrocknet wurden und wie „Turben" als Brennstoff dienten. Uebrigens stand schon damals in der Nähe der alten Trotte eine kleinere, modern eingerichtete, in der es keinen Trottbaum mehr gab, sondern die ungefähr wie eine Traubenpresse aussah.

Auch sonst war im Herbst und zumal im Winter, wo die Feldarbeit ruhte, bald da, dalb dort im Dorfinnern etwas Merkwürdiges zu sehen. Da wurde z. B. ein Schwein geschlachtet, im Freien, unter Beihilfe eines Metzgers. Zuerst empfing das quiekende Opfer mit einem derben Prügel einen wuchtigen Hieb auf den Kopf, so daß es betäubt niedersank. Jetzt stach es der Metzger in den Hals, und das herausquellende Blut wurde in Gefäßen aufgefangen. Nachdem das Tier den Todeskampf überstanden, brühte man es in heißem Wasser und rupfte ihm die Borsten aus, worauf endlich das kunstgerechte Ausweiden und Zerlegen erfolgen konnte. Hiebei lernten wir verstehen, daß der in Rifferswil gebrauchte Vergleich: eine schöne Tochter habe eine so saubere Gesichtshaut „wie'n-e g'schabeni Sou", gar nicht so übel paßt.

Für die Brunnwasserleitungen waren in Rifferswil damals noch ausschließlich hölzerne Teuchel oder Tüchel (Dünkel) in Gebrauch; Eisenröhren scheint man nicht gekannt zu haben. Diese Teuchel verfertigten die Landleute selbst. In einem Tenn wurde ein geeigneter, gerader und entästeter Baumstamm wagrecht auf zwei Böcke befestigt und nun mit einem gewaltigen Bohrer, den zwei Mann handhabten, langsam und vorsichtig der Länge nach durchgebohrt. Eine oder zwei Umdrehungen genügten, um die Windungen des Werkzeuges vollständig mit Holzspänen auszufüllen. Es mußte daher jedesmal wieder sorgfältig herausgezogen und entleert werden, bevor man fortfahren konnte. Dieses immerwährende Säubern des Bohrers verschaffte zugleich die Möglichkeit einer regelmäßigen Nachprüfung, ob man nicht etwa von der Mitte des Stammes abgewichen sei, indem jeweilen an dem herausgebohrten und gerollten Span die Spuren der Bohrerspitze genau mit dem Mark des Baumes zusammenfallen mußten. War das nicht der Fall, so hatte man bei den nächsten Drehungen dem Bohrer einen entsprechenden leichten Druck nach oben oder unten, nach rechts oder links zu geben. Daß es stundenlang dauerte, bis ein einziger Teuchel hergestellt war, versteht sich, ebenso, daß wir uns unterdessen längst wo andershin verzogen hatten. Vielleicht in eine warme Stube, um beim Seidenwinden oder Weben zuzuschauen. Für das erste brauchte man und braucht man wohl noch jetzt besondere Seidenwindmaschinen, und was die Webstühle betrifft, so waren es natürlich die alten hölzernen, mit den Füßen getretenen, bei denen man das Weberschiffchen mit flinker Hand von rechts nach links und von links nach rechts durch den Zettel jagen mußte. Da konnte ich stundenlang mit ansehen, wie so nach und nach ein buntfarbiger Seidenstoff entstand.

Hanf und Flachs baute man damals in Rifferswil noch vielfach an, und das „Rätschen“ und „Hecheln“ der reifen,

abgeschnittenen und über einem Feuer gedörrten Pflanzen war wieder etwas, das uns oft zu fesseln vermochte,[5]) und zwar aus einem besonderen Grunde. Nämlich unsere Köchin, die schon gerühmte Lisebeth, pflegte sich an Winterabenden von 4—6 Uhr neben dem Wohnzimmerofen ans Spinnrad zu setzen, zog die feinen Fäden aus dem duftenden Hanfrocken, drehte sie mit den genetzten Fingern zu einem Garnfaden zusammen und leitete diesen auf die Spindel. Dazu sang sie in der Regel ein Liedchen. Für uns aber hieß es: Zuschauen, aber ja nichts berühren, besonders nicht die Spindel; und wir gehorchten besser als Dornröschen. Wozu das so gewonnene Garn dann weiterhin im Haushalt diente, weiß ich freilich nicht mehr. — Man sieht aber aus alledem, daß wir auf dem Dorf einen Schatz von Kenntnissen sammelten und ins Leben hinaustrugen, den kein Stadtknabe besitzt, und den ich nicht missen möchte.

Was es trotz all dieser Zerstreuungen auf sich hat, vier gesunde, lebhafte, im Alter nicht weit auseinander stehende Buben richtig zu erziehen, zumal in den langen Wintern, wo so oft die ganze Schar sich in dem engen Wohnzimmer drängte, davon wußten die lieben Eltern ein Liedlein zu singen; namentlich der guten Mutter wurde es oft außerordentlich schwer. Obschon wir uns natürlich stundenlang mit unseren Spielsachen vergnügen konnten, und voneinander ganz unzertrennlich schienen, fuhr unvermutet der böse Geist in uns. Die „Großen“, Fritz und ich, rauften uns oft mit solcher Wut, daß man uns auseinanderreißen mußte. Dann plagten wir, hinwiederum einträchtig, die „Kleinen“, Dieter und Heiner, die sich übrigens schon früh nicht scheuten, ihrerseits zum Angriff überzugehen. Der Jüngste war besonders mühsam wegen der fabelhaften Behendigkeit, mit der er seine Streiche verübte. So kletterte er einst im Hui vom Stuhl auf den Tisch und brachte die altmodische Oellampe, die

[5]) Vergl. Stauber, S. 84—86.

dort stand, durch rasches Herunterschrauben des Dochtes zum Erlöschen. Ueber die plötzlich eintretende Finsternis erschrak er dann freilich selbst am meisten. Ein andermal wäre ihm diese Schnelligkeit beinahe zum Verhängnis geworden; er nahm — vierjährig — in einem unbewachten Moment das Ausgußröhrchen einer siedenden Teemaschine in den Mund, um zu „tuten", wobei er sich natürlich Lippen und Zunge arg verbrannte. Nicht selten, wenn's in der Wohnstube zu laut herging, sah die Mutter sich genötigt, den Vater zu Hilfe zu rufen. Hinter dem Spiegel stak zwar keine Rute; aber Hiebe setzte es gleichwohl nicht selten ab. Auch drohten zwei Haftzellen den Uebeltätern, „'s Schpiischämmerli" und „'s Dunkelchämmerli". Die Speisekammer besaß wenigstens ein Fenster und diente deshallb für leichtere Straffälle. Bei arger Widersetzlichkeit aber wanderte der Sünder in den gefürchteten zweiten Raum, buchstäblich eine Camera obscura; denn er war fensterlos und empfing sein Licht einzig durch die geöffnete Türe. Sobald diese geschlossen war, herrschte in dem kleinen Verlies pechschwarze Finsternis, ja man konnte sich wegen der hier aufbewahrten Gartenwerkzeuge nicht einmal von der Stelle rühren. Ein Aufenthalt darin von wenigen Minuten genügte meist, um den Bubentrotz zu brechen.

Daß nun die Erziehungskunst der Eltern vielfach durch Einflüsse aus dem Dorf mehr oder weniger weise ergänzt oder auch durchkreuzt wurde, war naturgemäß und unvermeidlich. Schon die Rifferswiler Sprache wich in vielen Punkten vom „Züridütsch" der Hauptstadt ab, und dieser Unterschied kam sogar uns Knaben früh zum Bewußtsein, so daß wir mit den Eltern zu Hause etwas anders redeten, als mit den Leuten im Dorfe. Da sagte man z. B.: Ambizgi (für Ameise), Baneter (Barometer), bschisse (schmutzig), Dünne (Wäe), Eiertätsch (Amelette), Fatzenetli (Schnupftuech), Frucht (Chorn), Gänterli (Chaste), Hälslig (Strick), Hand (Wegwiser), Hell (Höll), Holz (Wald), Hömli (Hemp), Musterma (Soldat),

Sigeli (Söuli), Stempfel, stempfle (Stempel, stemple), teuf (tüf), Totebaum (Sarg), werre (schaffe), Wuest (Uchrut), Zit (Uhr), ase (so), asig (derig), eister (immer), ue (use), zentum (überall) usw. Als ich 1868 in die Stadtschule eintrat, fiel den neuen Mitschülern meine ihnen ganz fremde Art auszusprechen und mich auszudrücken sehr stark auf, wie mir noch 54 Jahre später ein alter Schulkamerad erzählte.

Es versteht sich von selbst, daß wir auch unschöne Worte hörten und heimbrachten, denen die Eltern streng wehren mußten, und überhaupt im Dorfe mancherlei vernahmen, was für unsere Ohren nicht paßte. Man muß aber bedenken, daß die Söhne der zumeist auch Viehzucht treibenden Bauern von gewissen natürlichen Lebensvorgängen weit mehr wußten und wissen konnten, als wir gleichaltrigen Pfarrerssöhne. Es war ihnen darum auch nicht so sehr zu verübeln, wenn sie es an Spott über unsere Unwissenheit nicht fehlen ließen und damit unsere Neugier reizten. Mehr Tadel verdient es, daß auch Erwachsene in solchen Dingen oft einen bedenklichen Mangel an Schicklichkeitsgefühl verrieten. Ich will diesen heiklen Gegenstand nicht weiter verfolgen, sondern lieber hier ein verwandtes Gebiet berühren, wo man mit gedankenlosem Geschwätz bei der Jugend nicht minder großen Schaden anrichten kann. Schon als kleines Kind erschrak ich leicht über ein unerwartetes lautes Geräusch wie z. B. über das Glockenläuten. Daraus entwickelte sich bei mir eine förmliche Angst vor Kirche und Kirchhof. Diese Angst fand noch dadurch Nahrung, daß uns Mitschüler oder auch unvorsichtige Erwachsene, wie der Totengräber oder Mägde, Schauergeschichten vom Teufel, von Gespenstern, von Scheintoten und ähnlichem erzählten. Ferner bestand damals in Rifferswil der gewiß eigentümliche Brauch, daß, wenn in einem Haus eine Leiche lag, Schulkinder, und zwar nicht nur aus der Verwandtschaft des Verstorbenen, hingingen, um sich den Toten zeigen zu lassen, worauf ihnen dann zum Dank ein Stück Brot verab-

reicht wurde. Man erzählte sich aber auch, daß Kinder ob des ungewohnten oder ihnen unheimlichen Anblicks dermaßen erschraken, daß sie laut schreiend auf und davon rannten. Unsere Eltern erlaubten uns zwar nie, zu einer solchen Leichenschau zu gehen; aber was man so davon hörte, war aufregend genug. Da ich übrigens infolgedessen nie einen Leichnam sah, wohl aber in Büchern den Tod als Gerippe dargestellt gesehen hatte, so bildete ich mir lange ein, der Mensch verwandle sich beim Sterben sofort in eine solche Knochengestalt, und zog daraus den Schluß, es sollte eigentlich keine so schwere Kunst sein, einen Scheintoten von einem Toten zu unterscheiden. Eine Folge solcher Einflüsse und Vorstellungen war nun, daß wenn ich allein im Garten spielte und es unvermutet auf dem Kirchturm zu läuten begann oder die Uhr schlug, ich regelmäßig in tödlichen Schrecken geriet und unter heftigem Geschrei mich ins Haus flüchtete. Ich ging auch nie ohne das stärkste Herzklopfen, sogar am heiterhellen Tage, allein über den Friedhof. Ja, ich schätzte mich glücklich, daß die Gräberreihe, die damals für die Beerdigungen benützt wurde, sich hinter der Kirche befand, sodaß doch wenigstens aus den Fenstern des Pfarrhauses weder das Versenken des Sarges, noch der frischaufgeworfene Grabhügel zu sehen waren. Es dauerte jahrelang, bis ich diese krankhafte Erregbarkeit überwunden hatte; aber ganz ist es mir eigentlich nie gelungen. An eine Begebenheit jedoch erinnere ich mich, wo meine kindliche Neugier stärker war als das Grauen. Der Sohn eines Landwirts in der Schonau hatte sich im Türlersee ertränkt, und man fand seine Leiche erst viele Tage später. Als das Begräbnis vorüber war, sprach jedermann, auch die Eltern, von dem unausstehlichen Verwesungsgeruch, der bemerkbar gewesen sei und noch jetzt am Bartuch hafte. Dieses Tuch pflegte aber im Pfarrhaus aufbewahrt und jedesmal nach dem Gebrauch vom Sigrist dorthin zurückgebracht zu werden. Diesmal hing man es begreiflicherweise, bevor es im Schrank versorgt

wurde, zum „Verluften“ in unsern Garten. Da konnte ich mich nun nicht enthalten, hinauszuschleichen und die Nase ins schwarze Tuch zu stecken, weil ich wissen wollte, wie Verwesung rieche. Zu meinem Leidwesen konnte ich aber darüber nicht so recht ins klare kommen. — Ein eigentümlicher Zufall hatte es übrigens gefügt, daß eben diese Kirchenglocken, deren Klänge mir so oft Schrecken einjagten, in meinem Geburtsjahr ältere unbrauchbar gewordene ersetzten, zwei Tage nach meiner Geburt, Sonntag, den 23. August 1857, feierlich eingeweiht worden waren, und meine bald darauf stattfindende Taufe die erste war, zu der sie die Gemeinde riefen. Mama schreibt in einem viel späteren Rückblick, daß ihr damals „das lange Glokkenläuten eher peinlich gewesen sei.“ Vielleicht auch dem Neugeborenen!

Die Nähe der Zugergrenze und das nur eine halbe Stunde von Rifferswil entfernte Schlachtfeld von Kappel mit dem Zwinglisteine, den wir oft besuchten, brachten es mit sich, daß uns der Gegensatz der beiden Konfessionen früh auffiel, abgesehen davon, daß wir als Pfarrerssöhne ohnehin bei Zeiten dieses Unterschiedes gewahr werden mußten. Die Nüchternheit unseres Kirchleins, die Aermlichkeit unseres Friedhofes stachen auch allzugrell ab gegenüber dem Prunk der großen, reich geschmückten Kirche und dem von Steinen und Kreuzen aller Art wimmelnden Kirchhof des nächsten katholischen Dorfes Baar. Daß sich aber gelegentlich bei uns auch die kindliche Spottsucht regte, will ich nicht verschweigen; doch nur von harmlosen Dingen dieser Art sei hier die Rede. Es betraten hie und da Katholiken unser Haus; sie hatten für uns immer etwas Geheimnisvolles. So erschien von Zeit zu Zeit ein schwarzgekleideter Herr aus Steinhausen bei Zug, wahrscheinlich der dortige Organist, um unser Klavier zu stimmen; wir betrachteten ihn stets mit einer gewissen Scheu. Vertrauter wurden wir mit zwei freundlichen Dachdeckern aus der Urschweiz, deren flinkes, ja waghalsiges Treiben auf ihren lan-

gen Leitern und auf dem Pfarrhaus- und Kirchendach wir mit Lust verfolgten, und die auch zu Scherz und Spaß aufgelegt waren. Sie trugen sogar einmal mein Brüderchen Heinrich aufs Dach hinauf und setzten es hoch oben auf den First, was sich die erschrockenen Eltern freilich für ein ander Mal verbaten. Einst nun saßen die zwei munteren Gesellen in unserer Wohnstube beim „Z'Nüni", und wir standen um sie herum. Da trat plötzlich der Dritte von uns breitspurig vor sie hin und sagte das, was wir andern nur im Stillen dachten, keck und laut heraus: „Ihr sind katholisch." Die wackeren Männer nahmen die kindliche Ungezogenheit nicht übel; sie machten gute Miene zum bösen Spiel und stimmten in unser Lachen ein.

Im April 1863 nahmen die Eltern einen jungen Herrn Beck aus St. Gallen als Pflegling ins Haus auf; er sollte von Papa auf das obere Gymnasium vorbereitet werden. Dieser Plan zerschlug sich zwar in der Folge, aber für uns Knaben, von denen erst einer zur Schule ging, war dies ein kurzweiliger Sommer; denn wir verstanden uns sehr gut mit Herrn Beck. Er besaß nämlich tüchtige Kenntnisse im Reich der niederen Tierwelt, und verstand es, auch unser Interesse dafür zu wecken. So lehrte er uns Schmetterlinge fangen, sie töten und auf Papier oder Holz ausspannen, Raupen füttern, bis sie sich einpuppten, Käfer sammeln, Grillen einfangen und in den Hausgarten versetzen, wo sie nach einiger Zeit wirklich zu zirpen anfingen — freilich zu geringerer Erbauung der Eltern. Auch die Insektenwelt, soweit sie in unsere Netze geriet, wird sich bei diesem in uns entfachten Eifer für Naturkunde schwerlich besonders wohlgefühlt haben. In der Umgebung von Rifferswil und Kappel gibt es recht viele Schlangen, und zwar nicht nur harmlose Ringelnattern, sondern wohl noch mehr Kreuzottern. Wir kannten diesen Unterschied allerdings nicht und hielten jedes Gewürm ohne weiteres für giftig, glaubten auch den Bach von Giftschlangen bevölkert, weil Knaben

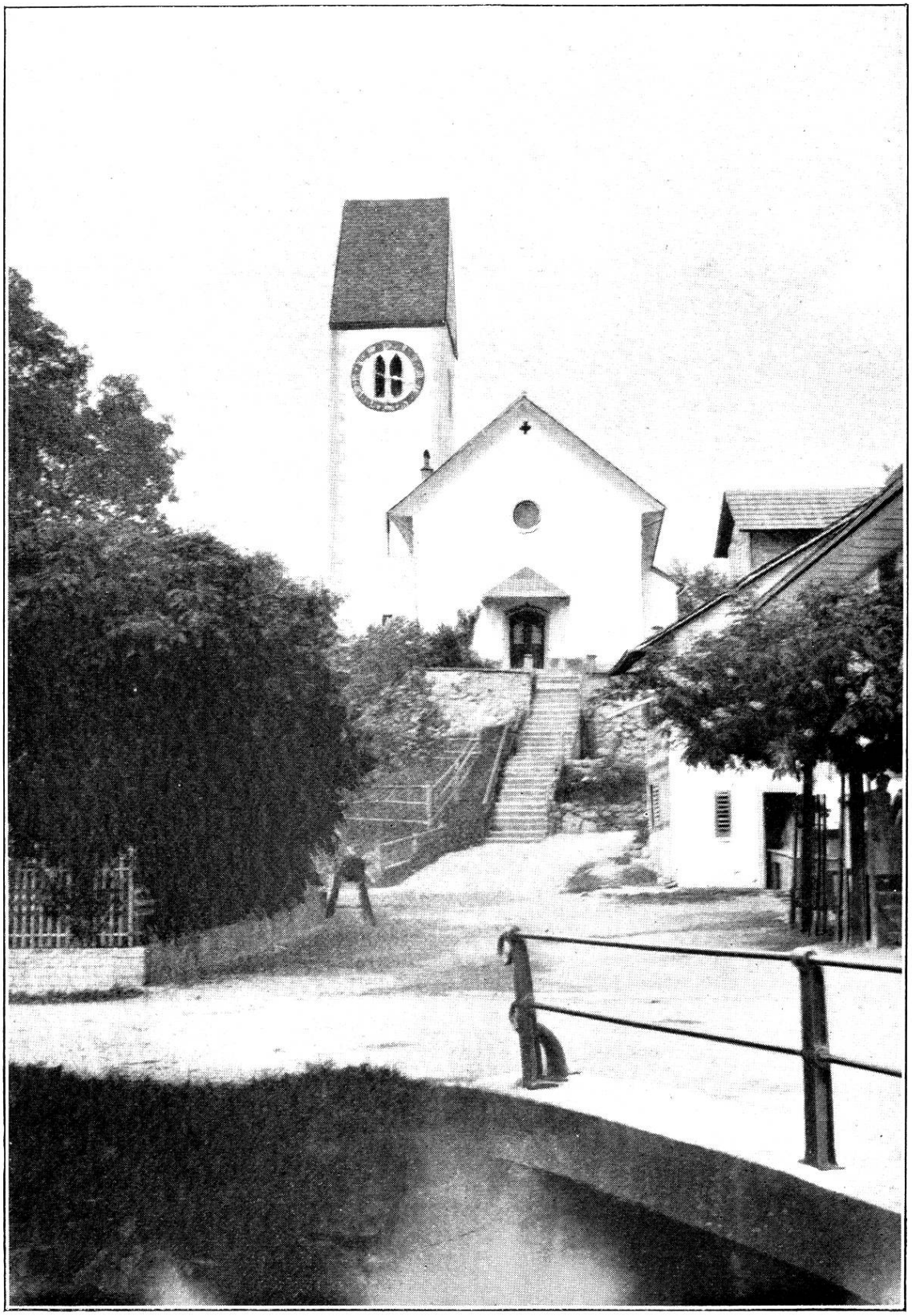
solche darin gesehen zu haben behaupteten. War es weder Täuschung noch Aufschneiderei, so konnte es sich in diesem Fall natürlich nur um Ringelnattern handeln. Ziemlich oft fanden die Bauern bei ihren Feldarbeiten Vipern, zuweilen ganz nahe bei den Häusern, in Steinmäuerchen und ähnlichen trockenen und warmen Verstecken, töteten sie aber gar nicht immer, sondern brachten hie und da etwa in einer Flasche eine solche als Merkwürdigkeit nach Hause. Beim Posthalter, unserm Nachbar, entwischte einst eine gefangene Viper in den Keller und blieb da mehrere Tage; die Leute holten gleichwohl ganz ruhig täglich ihren Most herauf. Die Schlange liege ja immer bei der Spalte der großen Tür gegen die Straße, wo die Sonne hereinscheine, sagte uns des Posthalters Jüngster; damit mochte es natürlich seine Richtigkeit haben. Auch uns wurde in diesem Sommer eine lebende Kreuzotter in einer Maßflasche ins Haus gebracht. Das war ganz der Fall des Herrn Beck. Er nahm das unheimliche Gefäß furchtlos auf sein Zimmer, wo er eines Tages die Schlange tötete, indem er vorsichtig die Flasche bis zum Rande mit Weingeist füllte. Noch heute wundert es mich, daß wir dem grausigen Schauspiel beiwohnen durften, und ich sehe den Todeskampf des verzweifelten Tieres noch vor mir, wie es sich aufbäumte, beim Kork nach Luft schnappte und ihn herauszusprengen suchte, immer auf's neue emporstieg und hinabglitt, um einen Ausweg aus seinem gläsernen Käfig zu finden, bis plötzlich ein Herzschlag seinen Qualen ein Ende bereitete und es regungslos auf den Boden der Flasche sank. Als wir 1868 nach Zürich umzogen, übergaben wir die Flasche mit der Viper der Primarschule für ihre kleine Sammlung. Der Lehrer fand, es sei ein ganz unversehrtes und ungewöhnlich schönes Exemplar und zahlte uns einen Franken dafür, den wir brüderlich teilten. Von diesem „Schlangenfranken" wurde noch oft gesprochen.

Ich wende mich nunmehr der zweiten Hälfte der Riffers-

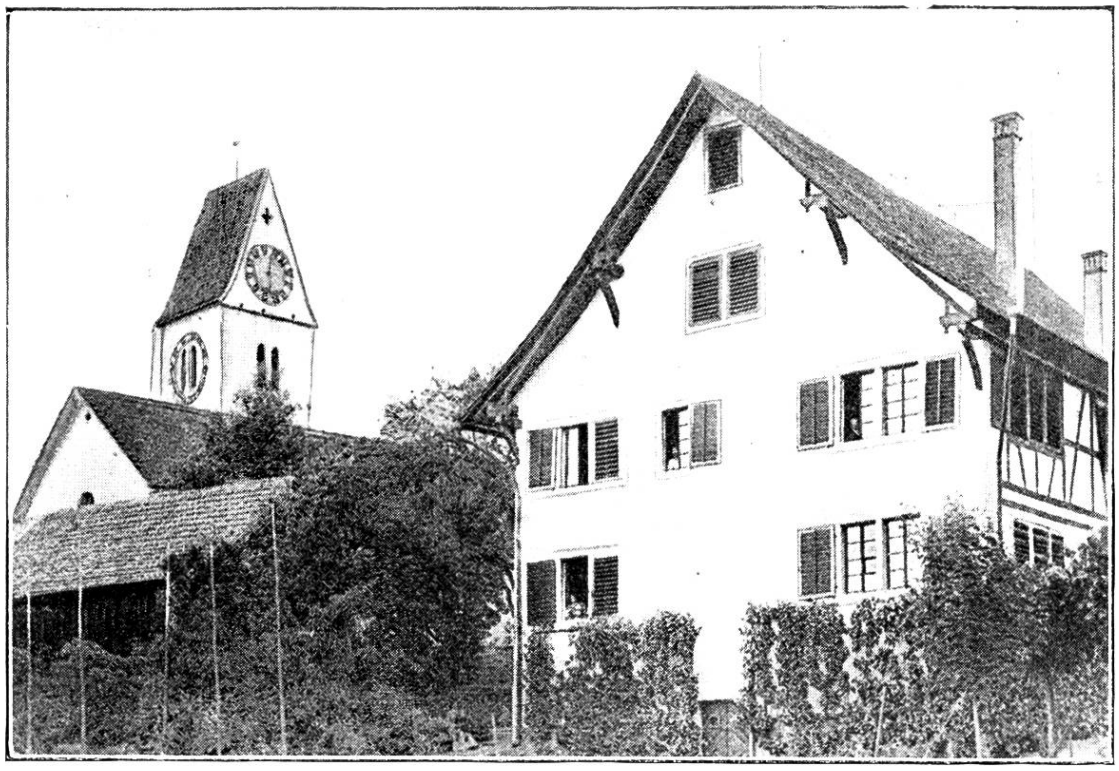
wilerzeit, den Jahren 1864—68 zu. Ins Jahr 1864 fällt die Eröffnung der Bahnlinie von Zürich über Affoltern und Zug nach Luzern sowie eines neuen, auch Rifferswil berührenden Postkurses, und dann mein Eintritt in die Schule. Es begann also augenscheinlich ein neuer Zeitabschnitt, und zwar für jedermann, nicht nur für Pfarrers Päuli. Für diesen war es im übrigen höchste Zeit, daß er in die Schule kam. Zu Hause war ich einfach nicht mehr zu verbrauchen, so hoch war ich aufgeschossen. Wenn wir in den letzten Jahren bei den Großeltern längere Aufenthalte gemacht hatten, wußten diese allerdings mit den großen Jünglingen schon fertig zu werden; sie steckten uns kurzweg in die Kleinkinderschule, in Zürich in den Kappelerhof zu den Schwestern Müller, und in Küsnacht zur „Jumpfer" Alder am „Cholerainli"; aber zu Rifferswil gab es keine Kleinkinderschule, und Kindergärten überhaupt noch nirgends.

Der Tag meines Schuleintrittes war der 27. April 1864. Er steht noch lebendig vor meiner Erinnerung. Trotzdem mir mein Bruder Fritz viel von der Schule erzählt hatte, war ich so erstaunt über all dem Ungewohnten, daß ich während der halben Stunde, die wir für's erste Mal dableiben mußten, meine Schiefertafel, obschon wir sie nicht brauchten, auf dem Tisch vor mir liegen ließ, ohne zu merken, daß alle andern Schüler der Klasse sie vorschriftsgemäß in die dazu bestimmte Spalte oben am Schultisch gesteckt hatten. Ueber diese Andächtigkeit lachte mich nachher mein Bruder nicht übel aus. Alle sechs Primarklassen saßen in dem einzigen großen, neunfenstrigen Schulzimmer des damals noch ziemlich neuen Schulgebäudes. Für jede Klasse standen hier zwei lange Schultische mit angehängter, sechsplätziger Bank, die vordere für die Mädchen, die hintere für die Knaben bestimmt. Die Schule mochte 50—60 Kinder zählen; von Ueberfüllung war nie die Rede, wenn auch natürlich die Klassenstärke wechselte. Innerhalb der beiden Reihen waren wir nach der Geschick-

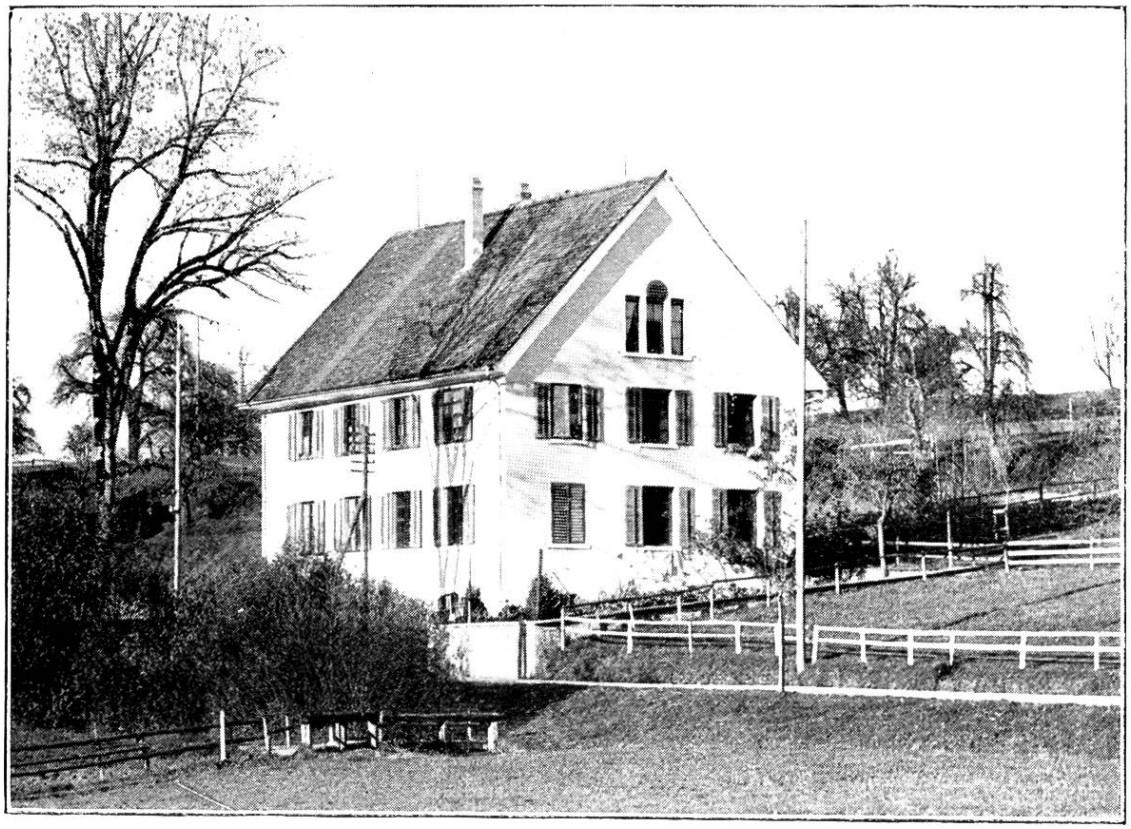
lichkeit geordnet, wobei aber Versetzungen selten vorkamen. So erhielt ich beim Schuleintritt ohne weiteres den obersten Platz und habe ihn meines Erinnerns auch stets behauptet, was freilich im Wettstreit mit 3—4 andern leichter ist, als mit 30—40. Der geschickteste Schüler in einer Klasse saß also immer hinter der geschicktesten Schülerin, was zur Folge hatte, daß sich zwischen den beiden etwa zartere Fäden anspannen oder daß sie wenigstens miteinander geneckt wurden. Unser Lehrer, Herr Heinrich Siegrist, wenige Jahre zuvor frisch vom Seminar Küsnacht nach Rifferswil gekommen, war ein tüchtiger und pflichttreuer Mann, und wir mochten ihn gern. Alle Schulhalbtage arbeitete er ungefähr 25 Minuten mit jeder der sechs Klassen, von der untersten angefangen, während die andern schriftliche Aufgaben, meist auf der damals noch nicht verpönten Schiefertafel, zu lösen hatten. Unterdessen horchten wir aber auch mit halbem oder ganzem Ohr auf das, was gerade die Klasse, die „dran war", durchnahm, auch wenn es noch über unser Verständnis ging. So wurde zum Beispiel in der Geographiestunde älterer Schüler viel von der „gefürsteten Grafschaft Tirol gesprochen. Dieses mir unerklärliche Beiwort bewirkte, daß in meinem Kopfe daraus eine „gefürchtete "Grafschaft wurde, und ich mir das Tirol als eine höchst unheimliche Gegend vorstellte. — Im großen und ganzen ist es ja wohl in den kleinen Landschulen immer und überall ähnlich zugegangen und wird auch jetzt, im Zeitalter der Arbeitsschule, nicht viel anders sein können. Ordnung und Zucht verstand Herr Siegrist zu handhaben, allerdings nicht ohne Zuhilfenahme des Rohrstockes oder Lineals, falls Ermahnungen nichts fruchteten. Mit dem Rohrstock gab's etwa einen leichten Schlag auf den Kopf oder Rücken, mit dem „Linner" die schon mehr gefürchteten „Töpen"; auch an Ohrfeigen fehlte es nicht. Mehr aber als das Landesübliche erlaubte sich unser Lehrer sicher nicht; „die gesundheitlichen Schädigungen infolge der Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes"



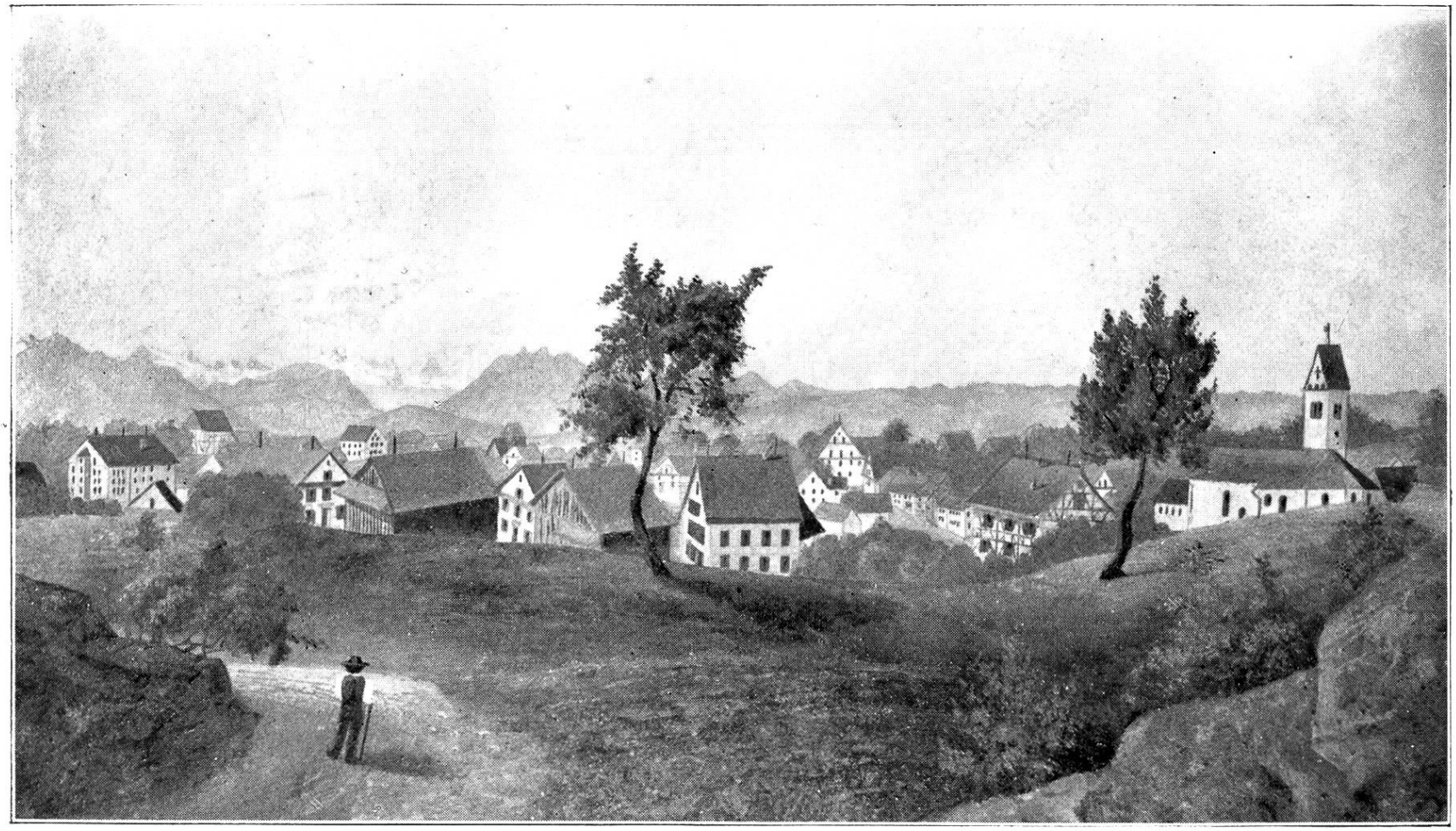
Kirche von Rifferswil.



Pfarrhaus und Kirche in Rifferswil.



Das alte Schulhaus.



Ein Teil von Ober-Rifferswil, von Osten (am Weg zur „Egg" aufgenommen); rechts Kirche und Pfarrhaus, links die Fabrik. Zwischen Pilatus und Rigi Berner und Unterwaldner Schneeberge.

(Oelbild, gemalt 1876 von ungenanntem Schneider in Aeugst.)

Bauernhäuser im sogenannten Winkel in Ober-Rifferswil.

waren noch nicht erfunden, und jedermann, vor allem die Schuljugend selbst, fand Herrn Siegrist's Verfahren ganz in der Ordnung und selbstverständlich. Zu seinen Ehren möchte ich auch noch beifügen, daß, als meine Brüder und ich in die Primarschule der Stadt übertraten, wir hinter unsern neuen Mitschülern nicht zurückstanden, sondern ihnen ohne Mühe zu folgen vermochten. Herr Siegrist aber ist der Gemeinde Rifferswil sein ganzes Leben lang treu geblieben; er versah später, irre ich nicht, auch das Amt eines Gemeindeschreibers und ist im Jahr 1902 im Alter von 63 Jahren gestorben.

Durch den täglichen Umgang kamen wir mit manchen unserer Schulkameraden in ein engeres Freundschaftsverhältnis, zu dessen Pflege insbesondere die beiden Schulpausen vor- und nachmittags geeignet waren. Auch der Umstand, daß wir uns gegenseitig, Knaben wie Mädchen, nie anders als mit dem Vornamen nannten, begünstigte die Vertraulichkeit. Sogar der „Herr Lehrer" verfuhr ebenso, gab es ja doch in seiner ganzen Schülerzahl nur einen Fritz, nur eine Bertha usw. In Zürich war es deshalb für mich etwas ganz Neues, „Meyer" gerufen zu werden; das klang doch weit förmlicher und kälter. Unsere Rifferswiler Schulfreundschaften schienen uns für die Ewigkeit geschlossen. Aber ach, bei einem kurzen Besuch im Dorf, bloß ein Jahr nach unserem Wegzug, stand man sich schon recht fremd gegenüber, und dann trennten sich die Lebenswege vollständig. Einer meiner damaligen Mitschüler ist später als Nationalrat nach Bern gekommen (J. Hauser zum Gerensteg), leider ohne daß wir rechtzeitig aufeinander aufmerksam geworden wären; nun ist er längst tot. Und ein zweiter, den ich nicht nennen will, suchte mich in Bern auf, um mich — anzupumpen. Wie merkwürdig aber mutete es mich an, als ich 40 Jahre später (1907) wieder einmal nach Rifferswil kam und lauter ganz fremden Gesichtern begegnete, während ich jeden Augenblick meinte, jetzt müsse der Robert,

der August, der Emil, der „Schars“ (George) oder die Emma, die Esther, auftauchen.

Doch kehren wir in meine Jugendzeit zurück. Auf dem Schulplatz in den Pausen spielten Knaben und Mädchen fast immer „schwarze Ma“, seltener „oh mir händ en schöne Ring“, das mir aber außerordentlich gefiel wegen des eben so klangvollen wie unverständlichen Kehrreims „Watte, Watte Wilewo“. Zu andern Zeiten exerzierten die Knaben militärisch, unter Leitung eines älteren Mitschülers; wir hatten es den Rekruten abgeguckt, die damals auf den Dörfern, vor dem Einrücken in die Kaserne und in bürgerlicher Kleidung, von einem eidgenössischen Instruktor mit den Anfangsgründen der Soldatenschule bekannt gemacht zu werden pflegten.

Hatte jemand seinen Namenstag, so wurde er von Mitschülern — und -schülerinnen buchstäblich gewürgt, oft recht unbarmherzig. Ich war in dieser Hinsicht besonders übel dran; denn im Kalender steht mein Name nicht nur einmal im Januar, sondern auch noch dreimal im Juni. Dieser absonderliche Brauch soll damals in den Stadtschulen ebenfalls geübt worden sein. Er ist aber weit älter und auch unter Erwachsenen, wie z. B. den Berner Patriziern im 17. Jahrhundert, üblich gewesen, hier freilich dadurch gemildert, daß der Gefeierte sich nur von Kindern wirklich würgen ließ, Freunde aber ihn bloß fragten: „Soll ich Euch würgen?“ und arme Leute ihm „Würgzedel“ brachten, auf denen vermutlich dieselbe Frage geschrieben stand. Zum Dank pflegte der vornehme Berner Herr den Kindern Lebkuchen, und den armen Leuten Geld auszuteilen, den Freunden aber bot er in seinem Haus einen Schmaus, „die Würgeten“.[6]) Stalder in seinem Idiotikon[7]) erklärt umgekehrt, aber kaum richtig, die „Würgete“ als eine Gabe von Seiten des Glückwünschenden. Es wäre wohl der Mühe

---

[6]) Vergl. Blätter für bernische Geschichte XIX (1923), S. 172 und 189.
[7]) Bd. II, S. 459.

wert, dieser seltsamen Sitte nachzuforschen und eine Deutung derselben zu versuchen. Vielleicht wird sie das schweizerische Idiotikon bringen.

Auf den Dorfplätzen links und rechts von der Oberdorfbrücke fand sich die Jugend abends gerne zum Spielen zusammen. Da waren abwechselnd bald die „Chlüren", bald die verschiedenen Arten „Fähis" usw. an der Tagesordnung. Besonders liebten wir das „Geißen". Ein aus einem Strauch herausgeschnittenes, dreifußartiges Gestell bildete die „Geiß", die der „Geißbub" hüten mußte. Die Spieler warfen nun von einem bestimmten Punkte aus Stöcke, mit denen sie sich bewehrt hatten, nach der „Geiß" und suchten sie zu Falle zu bringen. Sobald das gelang, hatte der Hüter sie wieder aufzurichten und an ihren Platz zu stellen, nachher aber auch womöglich einen der andern, die in diesem Augenblick herbeirannten, um ihre Prügel wieder zu holen, abzufangen. Glückte es ihm, so mußte der Erwischte ihn auf seinem Posten ablösen[8]). Als die Knaben Stocker 1866/67 mit uns die Dorfschule besuchten, zogen sie unbestritten bei allen Unternehmungen der Schuljugend die Führung an sich, denn sie waren lebhaft und uns andern in allem weit überlegen. Jetzt mußte etwas gehen, und es ging auch etwas. Da gab's vor allem wieder einmal ein regelrechtes „Tätschschüße"[9]). Der „Tätsch", aus Lehm in einer runden „Zeine" zusammengeknetet, fleißig mit Wasser begossen und erneuert, im Mittelpunkt mit einem „Zweck" (einem Holzpflock) versehen, wurde mit der Armbrust beschossen. Es bildete sich unter den Knaben eine Art Schützenverein, der an den Abenden fleißig übte. Unsere Eltern schenkten jedem von uns Großen eine solche Waffe, die aber neben den großen alten Wehrstücken mit kunstreich eingelegtem Schaft, die da und dort aus den Bauernhäusern zum Vorschein kamen, wie Kinderspielzeug aussahen. Den Schluß der ganzen Ver-

[8]) Vergl. H. Messikommer, Aus alter Zeit. I (1909), S. 120 f.
[9]) Vergl. Messikommer, I, S. 133. Stauber, S. 55.

anstaltung bildete ein förmliches Preisschießen. Um Preise kaufen zu können, hatten wir im Dorf herum Geld gesammelt, auch während der Uebungen Vorübergehende angebettelt[10]). Die Mädchen beteiligten sich in der Weise, daß sie jeweilen den Schießenden die Bolzen zurückbrachten, wobei die besonderen Schulfreundschaften mitspielten. Es war Sitte, nach dem Ausschießen die betreffende Mitschülerin im Haus zu bewirten und sie obendrein mit einem Franken für ihre Dienste zu belohnen. Daß ich einen Preis, nämlich einen Messingkerzenstock, herausschoß, glaube ich verbürgen zu können. Noch viel sicherer aber ist, daß ich mich meinem Mädchen gegenüber höchst schüchtern und unbeholfen benahm, so daß wenigstens aus der Bewirtung nichts wurde. Jetzt wundere ich mich bloß, daß diese Schießübungen bei der bekannten Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit der Jugend immer ohne irgend einen Unfall vor sich gingen.

Etwas weniger harmlos verlief das Kriegsspiel, das nun an die Reihe kam. Es bildeten sich zwei große Parteien, Gottlieb Stocker führte die eine, sein Bruder Hans die andere; das war selbstverständlich. Wochenlang dauerten die Vorbereitungen. Man exerzierte, stellte Morgensterne her (mit hölzernen Nägeln), schnitzte Schwerter und Säbel, verfertigte Schilde, suchte Kampfstellungen auf und legte leichte Feldbefestigungen an. Auch an Späherei und Verrat fehlte es nicht. An einem Frühlingssonntag nachmittags sollte es losgehen. Vorschrift war, daß man sich nur auf die Waffen und allenfalls auf die Arme schlagen dürfe, ein Gebot, das freilich in der Hitze des Gefechtes rasch vergessen war, so daß es einige blutige Schrammen an den Köpfen absetzte. Wenn auch Hans und seine Leute eher im Vorteil schienen, galt doch der Kampf als unentschieden, und man vereinbarte für den nächsten Sonntag eine Entscheidungsschlacht. Dabei soll es noch „blutiger“ hergegangen sein und die Truppe Gottliebs

10) Stauber, S. 51 f.

einen glänzenden Sieg errungen haben. Ich kann aber darüber nur vom Hörensagen berichten; denn unsere Eltern hatten schon vom ersten Mal vollkommen genug und verboten uns die fernere Teilnahme.

Ungefährlichere Vergnügungen boten uns das Baden im Sommer und das Schlitteln im Winter. Immerhin waren die kalten Bäder nicht allgemein beliebt und vermochten sich nicht einzubürgern, trotzdem sich oberhalb des Dorfes ein geeignetes Wasserbecken im Bach befand. Da war es denn mit den Winterlustbarkeiten ganz anders. Die Winter in Rifferswil waren seiner hohen Lage wegen meist recht streng, jedenfalls viel schneereicher als am Zürichsee. Der Schnee blieb in der Regel auch sehr lange liegen; Schneewasser, Kot oder Glatteis, je nach der Witterung, machten oft wochenlang das Spazierengehen unangenehm, gefährlich, ja unmöglich. Dafür gab es denn aber auch dauernd die herrlichsten Gelegenheiten zum Schlitten oder Schlitteln. Auf Weihnachten 1863 bekamen wir kleine Schlitten geschenkt und erlernten nun mit Eifer die schöne Kunst („Sport" würde man jetzt sagen). Hierzu waren die Scheuneneinfahrten, insbesondere die große, breite bei Hurters, wie geschaffen, sehr geeignet aber auch die alte Straße nach Hausen, die von der „Egg" in langgestrecktem Bogen sich zur Dorfschmiede hinabzieht. Da sauste oft die halbe Dorfjugend in langer Schlittenreihe hinunter, wir mit besonderem Hochgefühl, weil es an den Fenstern des Pfarrhauses vorbeiging und wir den Eltern und den „Kleinen" unsere Geschicklichkeit zeigen konnten. Oder man ging hinter die obersten Häuser im „Winkel" und fuhr, nach eingeholter Erlaubnis, den steilen Wiesenhang hinunter bis zum Bach. Da stob der Schnee in Wolken links und rechts vom Schlitten empor, wie bei einer sitzenden Abfahrt auf steilem Hochfirn. Der Warnungsruf für im Wege Stehende lautete bei uns „Huet", wie überhaupt in der dortigen Gegend bis nach Zug hinein. In Zürich, wo die Kinder bekanntlich „ab"

rufen, wurden wir deswegen tüchtig ausgelacht, natürlich, weil man es falsch auffaßte. — Mit dem sog. „Schleifen“ wollte es mir hingegen nicht glücken, obschon oft günstige Eisflächen im Bach dazu einluden. Nach einigen mißlungenen Versuchen, wobei ich regelmäßig umpurzelte, zog ich es vor, nur den Zuschauer zu spielen. „Fritzli macht Schleifstudien, und Päulchen steht daneben und friert an die Füße“, heißt es in einem Briefe aus jener Zeit. Schlittschuhe hatte niemand; wir wußten kaum etwas davon. — Als wir nach Affoltern zur Klavierstunde zu wandern hatten (siehe nachstehend), kauften uns die Eltern für den Winter, damit wir leichter durch den Schnee kämen, Rohrstiefel von knallrotem Juchtenleder, in die wir die Hosen stecken konnten (von Ueberstrümpfen hielt man nicht viel; Wadenbinden, Schneereifen oder gar Ski kannte man nicht). Was war das für ein riesiges Hallo in der Schule, als wir zum erstenmal rotbeschuht einrückten. Aber auch diese Herrlichkeit war nicht von Dauer, das grelle Rot verblaßte bald zu einer bräunlichen Mißfarbe, und die Tücken der Rohrstiefel lernten wir auch kennen, die Schwierigkeiten und Schmerzen beim An- und Ausziehen, besonders wenn man an Frostbeulen litt und das Leder sich, trotz allen Schmierens, durch die Feuchtigkeit zusammengezogen hatte. Um meine schlimmen Erfahrungen zu vervollständigen, brach ich eines Tages in den gefrorenen Fabrikkanal so tief ein, daß mir das eiskalte Wasser oben in die Stiefel hineinlief und ich sie erst mit vieler Mühe ausziehen und entleeren mußte, bevor ich den Heimweg antreten konnte.

Zu den Wintervergnügen gehörte auch das Fastnachttreiben. Es mag mit der Nähe der katholischen Orte zusammenhangen, daß es in Rifferswil an diesen Tagen recht lebhaft herzugehen pflegte. Die Erwachsenen leisteten sich zwei Fastnachtessen im „Engel“, nachmittags und abends, wobei Unglaubliches vertilgt wurde. Auch der Pfarrer und seine Frau konnten sich diesen Mahlzeiten nicht immer entziehen.

Die Schuljugend erfreute sich viertägiger Ferien, was die Aufregung nicht verminderte. Verkleidete mit mehr oder weniger „g'fürchigen" Larven zogen im Dorf herum und verübten mancherlei Schabernack. Unter jenen gab es zwei ständige Gestalten, eine männliche, die „Blätzlibögg"[11]) hieß, wenn ich nicht irre, und eine weibliche, deren Name mir gänzlich entfallen ist. Ich weiß nur noch, daß sie (es war übrigens kein Mädchen, sondern ein junger Bursche) mit einer grünen Jüppe angetan war, unter die sie die kleinen Kinder zu stecken drohte. Der „Blätzlibögg" aber war ungefähr wie ein Hanswurst im Zirkus gekleidet, hell mit farbigen Tupfen oder „Blätzli", mit Schellen an Kappe und Gewand; vor dem Gesicht trug er eine kreisrunde, flache Blechmaske mit starrem Gesichtsausdruck, führte im Munde ein Trompetchen und schwang drohend an langem Stock eine Schweinsblase. Die Wirkung dieser Gestalt, sobald sie auftauchte, auf die gesamte Jugend ließe sich beinahe mit derjenigen der grauenhaften Meduse in der griechischen Heldensage vergleichen. Zwar wurden wir nicht zu Stein, wohl aber durchfuhr uns bei ihrem Anblick ein solcher Schreck, daß wir blindlings ins erste beste Haus flohen und uns zitternd versteckten. Wirklich mißhandelt aber wurde niemand. Einstmals beobachteten wir, wie Papa bei einem Ausgang auf schmalem Pfade zwischen zwei Schneewällen dem Schrecklichen begegnete, so daß es für ihn kein Entrinnen gab. Der „Bögg" stellte den Pfarrer, zupfte ihn am Gewand, schüttelte die Schellen und schwang drohend die Blase. Zu unserem maßlosen Erstaunen stand aber Papa seelenruhig da, ließ lächelnd alle diese Späßlein über sich ergehen und kam natürlich auch mit ganz heiler Haut davon. Selbstverständlich pflegten die Schulkinder, wenn sie das nötige Holz sich verschaffen konnten, auch ein Fastnachtfeuer abzubrennen. Der gegebene Platz dafür war die schon genannte aussichtsreiche „Egg", von wo man in weitem Umkreis solche

[11]) Stauber, S. 114.

Feuer in Menge beobachten konnte und sicher war, auch selbst von fast überall her gesehen zu werden.

Das „Böggen "an der Fastnacht besorgten lauter junge ledige Burschen, und es mochten meistens dieselben sein, die zu andern Zeiten des Jahres als sog. „Nachtbuben" ihr Wesen trieben und den Einwohnern des Dorfes mehr oder weniger harmlose Possen spielten. So ragte eines Morgens oben auf dem Dachfirst der kleinen Trotte eine „Sidele" in die Luft, die zu unserem Spaß manchen Tag dort blieb, weil niemand sich getraute, sie herunterzuholen.[12]) Ein andermal trat abends unsere Magd in die Wohnstube mit der Meldung, vor dem Küchenfenster sehe man ein feuriges Gesicht. Als wir die erste Angst überwunden hatten und nachsahen, ergab sich, daß die Nachtbuben einen Kürbis ausgehöhlt, Löcher für Augen, Nase und Mund herausgeschnitten und eine brennende Kerze hineingesteckt hatten. Die Dorfknaben fertigten übrigens auch aus großen „Räben" ähnliche Laternen an, die man an Schnüren, wie Papierlaternen, herumtragen konnte.

Besonders in der sogeheißenen „Schpräggelenacht" ging es im Dorf wild zu. Nach J. Schneebeli[13]) war damals das „Schpräggeln" auch noch sonst im Bezirk üblich, z. B. in Obfelden. Es fand in der Nacht vor dem Davidstag (29./30. Dezember) statt und bestand darin, daß junge Burschen, angeführt von der sog. „Schnabelgeiß", einem Vermummten, der einen hölzernen Tierkopf mit Hörnern und mit beweglichem Unterkiefer aufgesetzt hatte, durch das Dorf zogen, in die Häuser drangen und da verschiedenartige Streiche verübten. In wie weit diese Schilderung auf Rifferswil paßt, vermag ich nicht zu sagen, denn ins Pfarrhaus wagte sich der ausgelassene Schwarm nicht. Musik, Lärm und Geknall waren aber durch die Nacht hin nur allzudeutlich hörbar. Nach Stau-

---

12) Vergl. Messikommer, I, S. 122, 124.

13) Schweiz. Archiv für Volkskunde 11, (1907), S. 87 u. f.

ber[14]) herrschte dieser alte Brauch außer in Obfelden auch noch in Knonau und Mettmenstetten; diesen drei Aemtlerdörfern wäre also Rifferswil als viertes beizufügen. Stauber erklärt die „Schpräggele“ oder „Schträggele“ für ein heidnisches Wesen bösartiger Natur, das durch den Umzug mit Lärmgeräten verscheucht werden sollte. „Streggelen“ (lateinisch striga, italienisch strega) bedeutet übrigens im Aargau ungefähr dasselbe wie Hexen.[15])

Um auf die Fastnachtszeit zurückzukommen, so muß ich hier noch der kleinen Nachbargemeinde Uerzlikon ein Kränzchen winden, und erzählen, daß sie zweimal an der Fastnacht vaterländische Schauspiele zur Aufführung brachte. 1867 galt es der „Schlacht am Morgarten“; den Verfasser des Stückes kann ich freilich nicht nennen, natürlich, denn um diesen kümmerte ich mich doch nicht. Unterhalb des Dörfchens war im Freien, links von der Straße nach Blickenstorf, das Brettergerüst der Bühne aufgeschlagen; die Zuschauer standen auf der Straße oder pflanzten sich, so gut es gehen mochte, auf der rechtseitigen Straßenböschung auf. Leider war das Wetter schlecht; Regen und Schneegestöber wechselten mit vereinzelten Sonnenblicken, so daß die Zuschauenden oft die Schirme aufspannten, was uns Knaben den Ausblick auf die Bühne außerordentlich erschwerte. Auch war es wirklich eine Kunst, in den ausgetretenen, mit Wasser und Schnee gefüllten Stufen der Böschung festen Fuß zu faßen. Ob eine Erkältung die Folge davon war, weiß ich nicht mehr; umso besser erinnere ich mich, daß es uns über die Maßen großartig dünkte. Die Spieler hatten sich für richtige Gewandung und Bewaffnung viel Mühe gegeben; der Herzog Leopold trug einen schwarzen Sammetmantel, die Ritter saßen alle hoch zu Roß, viele in schwerer Rüstung. Wer nicht gerade zu spielen hatte, hielt sich im nahen Wolfackerhölzli versteckt, und wer auftreten mußte, den

14) S. 118—121.

15) Vergl. auch Schweiz. Idiotikon, IV, 658 u. II, 463.

winkte der Spielleiter (irre ich nicht, war es der damalige Lehrer von Uerzlikon) mit einem Fähnchen herbei. Da rückte denn der Harst der drei Länder oder die 30 Verbannten auf die Bühne; oder die adeligen Herren sprengten im Galopp auf der Straße heran, schwangen sich vor der Bühne von den Pferden und erstiegen spornklirrend die Bretter, die die Welt bedeuten. Waren die vorbereitenden Szenen vorüber, so wälzte sich die ganze Zuschauermenge durch das Dorf nach dem Tälchen des Aarbaches. Hier war Morgarten. Aus dem Hintergrunde des Tobels kam langsam das österreichische Heer heraufgeritten, die Zuschauer hatten auf dem rechtseitigen Abhang ihren Platz, ihnen gegenüber standen die Verbannten und vom Dorf her rückten die Eidgenossen dem Feind entgegen, auf den bereits die Verbannten kleine und große, mit Sägespänen gestopfte, Säcke hinabrollten. So entwickelte sich ein ungemein lebensvolles Kampfbild, wie es kein wirkliches Theater je zustande brächte. Auch die Gäule spielten ihre Rolle ausgezeichnet; denn manch einer scheute, machte kehrt und sprengte davon, oder bäumte sich und warf seinen Reiter ab. Der Sieg der Eidgenossen war vollständig. Daß einer der „gefallenen" Ritter ernstlichen Schaden genommen hätte, davon merkte man wenigstens damals nichts. Nun eilte alles wieder vor die Bühne, auf der sich die folgenden Auftritte abwickelten. Den Schluß bildete das „Rufst du, mein Vaterland", wobei eine schöne Helvetia den Chor anführte, die mein Herz im Sturm eroberte. — Ganz ähnlich gelangte im Jahr darauf die „Schlacht am Stoß" zur Darstellung, diesmal bei angenehmem Frühlingswetter. Der Glanzpunkt für uns Knaben war dabei natürlich der Heldenkampf des Ueli Rotach gegen eine zehnfache Uebermacht, vor seiner, in hellen Flammen aufgehenden Hütte.

Diese Aufführungen wirkten anregend. Die Rifferswiler Dorfjugend führte an einem Sonntagnachmittag die Tellengeschichte auf, freilich ohne Kostüme und ohne Zuschauer.

Den Schauplatz bildete das Gelände des Badeplatzes, wo das Badebecken den See vertrat; Täfelchen bezeichneten die Orte der Handlung: Altdorf, Rütli, Tellsplatte, Hohle Gasse usw. Worte und Verlauf des Spieles ungefähr so, wie es im Schulbüchlein stand; doch sind mir weitere Einzelheiten nicht mehr gegenwärtig. Zu Hause übten wir unter Leitung der lieben Mutter Christoph Schmids Lustspiel „der Eierdieb" ein und führten es an Papas Geburtstag (1. März 1868) in der Wohnstube auf. Ich spielte die Wirtin zur „Goldenen Gans", wie mir denn auch späterhin noch öfter bei solchen Anlässen Frauenrollen zufielen, „weil mein Gesicht am besten dazu passe". Mich kränkte es jedesmal, daß ich ein so unmännliches Aussehen haben sollte, und ich sehnte mich nach einem Schnurrbart, damit dieser Mißbrauch meiner Person einmal aufhöre. Im übrigen heißt es, wir hätten damals „sehr hölzern" gespielt, was schon zutreffen wird.

Die Schule pflegte natürlich auch den Gesang. Zu Hause wurde ebenfalls viel gesungen, zwei-, und wenn Papa mithalf, dreistimmig; denn die Eltern waren beide musikalisch und spielten auch häufig zusammen vierhändig Klavier. Nun sollte (November 1866) noch ein übriges für unsere musikalische Ausbildung geschehen, Fritz und ich sollten auch Klavierspielen lernen. Da die Eltern Stocker für ihre zwei Knaben das Gleiche beabsichtigten, fand sich eine Klavierlehrerin in Affoltern, Fräulein Kramer, bereit, einmal in der Woche nach Rifferswil zu kommen und zuerst im einen, nachher im andern Hause den Unterricht zu erteilen. Diese Neuigkeit lief rasch von Haus zu Haus und wurde auch in der Schule ausgiebig besprochen. Eine Mitschülerin meinte: „O, e so Tön aschla mit em Finger, das wett i ämel gli chönne." Wahrscheinlich hatte sie ihrer Lebtage noch kein Klavier gesehen. Als aber die Familie Stocker Rifferswil 1867 leider endgültig verließ, mußten mein Bruder und ich für die Klavierstunden nach Affoltern wandern, jeweilen am Samstagvormittag, den wir der „Rebidierschuel" wegen

frei hatten. Kurz vor 8 Uhr marschierten wir ab; der eine bekam von 9 bis 10, der andere von 10 bis 11 seine Stunde. Durch absonderlichen Fleiß und Eifer, nach dem mehr als einstündigen Marsche, haben wir Fräulein Kramer gewiß nicht regelmäßig erfreut. Um elf Uhr begaben wir uns wieder auf den Heimweg. Im Sommer ließ sich der Plan leicht durchführen, wenn auch Hitze und Staub auf der schattenlosen Straße uns oft schwer belästigten. Im Winter aber, zumal bei tiefem Schnee, war die Sache schon mißlicher, ja der Gang verlief manchmal recht abenteuerlich, trotz der feuerroten Stiefel. Für den schlimmsten Fall stand uns allerdings die Post (s. unten) zur Verfügung. Trotzdem dieser Klavierunterricht einen erheblichen Teil unserer freien Zeit in Beschlag nahm, fand der Vater, daß das Dorf seinen heranwachsenden Söhnen „zu wenig Gelegenheit biete, sich zu tummeln und anzustrengen, wie es ihnen Bedürfnis wäre“.

Sogar ein Konzertchen habe ich in Rifferswil erlebt. An einem Sonntagnachmittag sang ein gemischter Chor aus dem Dorfe, unter Leitung des Lehrers, eine lange Reihe Lieder, wohl als Vorprobe für ein Gesangfest. Ich schwelgte in dem für mich ganz neuen Genuß. Was schadete es, wenn ich die Worte meist nicht oder falsch verstand, z. B. statt „Stehe fest, o Vaterland“ — „Sternefest, o Vaterland,“ und dabei an ein vaterländisches Fest unter funkelndem Sternenhimmel dachte. Als gar die Sänger das Lied „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein“ anstimmten und am Schluß jeder Strophe das „Juvivallera“ kraftvoll herausschmetterten, geriet ich förmlich in Entzücken und meinte, mein Lebtag nie mehr etwas Schöneres hören zu können. Ueber das Erwachen meines musikalischen Sinnes zeigten sich die Eltern hernach erfreut; bloß mein „Sternefest“ fand ihren Beifall nicht, sie lachten mich nur aus.

Daß wir auch der Kinderlehrpflicht genügen mußten, versteht sich; ebenso daß wir als Pfarrerssöhne hie und da die Predigt

anzuhören hatten. Im Sommer tat ich das sehr gerne, denn ich konnte mich der Poesie eines schönen Sonntags auf dem Lande nicht entziehen. Da strömte durch die weitgeöffneten Fenster der Kirche Licht und Luft in reicher Fülle herein; verschont vom „irdischen Getümmel“ hörte man von draußen nur das Zirpen der Grillen und das Zwitschern der Vögel; die Frauen und Männer mit duftenden Nägeli im Gesangbuch oder im Munde lauschten andächtig dem Prediger —einer oder der andere nickte auch wohl ein wenig ein —, und am Anfang und Schluß schallte der frische Gesang der Gemeinde, ohne Orgel oder Harmonium, nur geleitet vom Vorsänger, weit in Dorf und Feld hinaus. Im Winter dagegen war es in unserm Kirchlein schauerlich frostig und ungemütlich— Heizeinrichtung gab es keine, man begann ja damals auch in der Stadt ans Heizen der Kirchen höchstens zu denken. Wenn aber die Kälte ins Unerträgliche stieg, so verlegte man die Gottesdienste ins Schulzimmer. Das Lehrerpult diente als Kanzel, und die zwölf Schultische wurden umgedreht, so daß die Hörer mit dem Rücken an den Schultisch lehnen konnten. So ergaben sich über 70 Sitzplätze, was vollkommen genügte. Der riesige schwarze Eisenofen tat seine Schuldigkeit; nur stieg dann nach kurzem ein „Dunst zum Fürchten“ auf. — Ueber die Kinderlehre erlaube ich mir die Bemerkung, daß wir den Katechismus wegen seiner trockenen Lehrhaftigkeit nicht ausstehen mochten und immer froh waren, wenn wieder die biblische Geschichte an die Reihe kam. Die Predigtweise meines Vaters fand ich schön und tadellos, wenn ich auch noch blutwenig verstand. Tauschte aber Papa an hohen Festen mit Herrn Kammerer Eßlinger in Kappel, um ihm und sich eine Predigt zu ersparen, so kam mir dessen Auftreten und Sprechart sonderbar und altväterisch vor, und ich wurde in diesem lieblosen Urteil noch durch naseweise Aeußerungen meiner Schulfreunde bestärkt. Am meisten liebte ich die Sonntagsgottesdienste, mit denen eine Kindtaufe verbunden war. Einmal gab es da eine Augen-

weide, wenn nach Schluß der Predigt der Täufling, der im Pfarrhaus den wichtigen Augenblick abgewartet hatte, von einem Töchterchen seiner Verwandschaft in die volle Kirche hereingebracht wurde, und der Pfarrer, die Paten und die Hebamme sich um den Taufstein stellten. Gespannt achtete man darauf, ob das Kindchen schlief oder wachte, lächelte oder schrie; denn der Glaube war allgemein, daß Kindern, die bei ihrer Taufe schreien, nur ein kurzes Leben beschieden sei. Den tiefsten Eindruck aber rief bei mir immer die Verlesung des sog. apostolischen Glaubensbekenntnisses hervor, das damals auch Geistliche einer freieren Richtung, wenn sie zu taufen hatten, kaum beiseite ließen. Sooft nun die großartig geheimnisvolle Stelle kam: „Ist gekreuzigt, gestorben und begraben worden, hinabgefahren zu der Hölle, am dritten Tage wiederum auferstanden von den Toten, aufgefahren in die Himmel, wo er sitzet zur Rechten des Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten", dann lief mir immer ein kalter Schauer über den Rücken; und diese Worte, die ja die bedeutendsten Musiker zu ihren machtvollsten Tonschöpfungen begeistert haben, verfehlten schon beim schlichten Vorlesen im nüchternen Dorfkirchlein nie ihre Wirkung bei dem aufhorchenden Knaben. Einen nicht minder nachhaltigen Eindruck verdankte ich einer Konfirmation, der wir ausnahmsweise einst beiwohnen durften, und die der liebe Vater recht feierlich und erhebend zu gestalten verstand.

Seit dem Tode Dr. Hegetschweilers im Jahre 1860, besaß Rifferswil keinen eigenen Arzt mehr, da sein Nachfolger, der mit Papa gleichaltrige und befreundete Dr. Glättli, sich in dem mehr als eine halbe Stunde entfernten Mettmenstetten niederließ. Telegraphieren konnte man ihm nicht, telephonieren noch weniger; man mußte ihn eben holen gehen, wenn man seiner bedurfte, auch auf die Gefahr hin, ihn gar nicht zu Hause anzutreffen. Wenn nun jemand plötzlich und anscheinend gefährlich erkrankte, galt es in jedem Fall, sich einen halben Tag

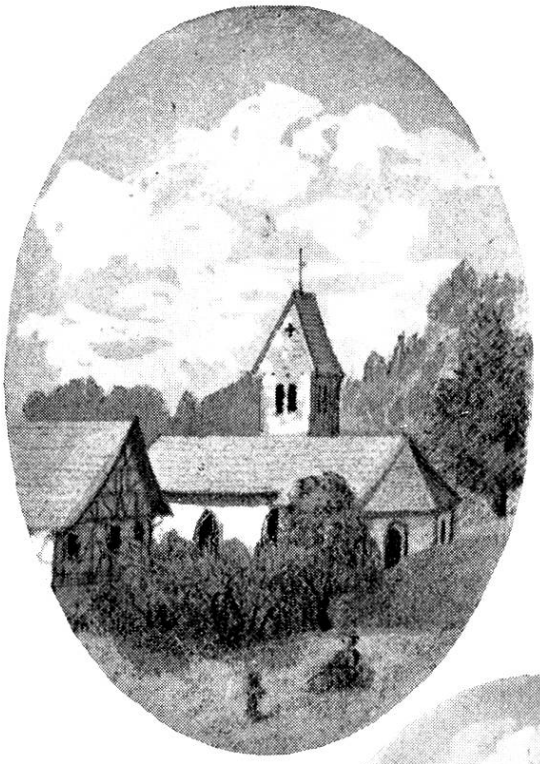
ohne den Arzt zu behelfen. Als ich im November 1863 kopfüber die Haustreppe hinunterkollerte und das linke Schlüsselbein brach, dauerte es vier lange, bange Stunden, bis Dr. Glättli erschien. Die Mittel, die der Arzt etwa verschrieb, konnte man wieder nur bei ihm selbst erheben — denn weit und breit gab es keine andere Apotheke —, und nochmals mochten zwei Stunden verstreichen, bis der Kranke zu seiner Sache kam. Als wir groß genug waren, betraute man meist einen von uns mit diesem Gang; aber oft hatte dieser erst noch lange in Glättlis Wohnung auf seine Rückkehr zu warten. Endlich gings mit der Flasche auf den Rückweg. Aber wehe, wenn der Bote unterwegs stolperte oder sonst das Gefäß fallen ließ, und statt des ersehnten Tränkleins Glasscherben und ein beflecktes Kleid heimbrachte. Die gelindeste Strafe war, daß er sofort Kehrt machen und zum zweiten Mal nach Mettmenstetten hinabwandern mußte. Wer nie anderswo als in der Stadt oder in größeren Ortschaften gelebt hat, macht sich von solchen Umständlichkeiten und Nöten keinen Begriff.

Dr. Glättli war übrigens sehr tüchtig und gab sich große Mühe. Meine Eltern nahmen darum seine zuverlässige Hilfe oft in Anspruch, sowohl für sich wie für uns Kinder; und es gab nicht nur leichtere Erkrankungen. Aus der Schule brachten Fritz und ich 1865 die Masern heim und die jüngern Brüder erbten sie von uns, bei Diethelm gesellte sich eine Mittelohrentzündung dazu, bei Heinrich brach, wenn auch erst im folgenden Jahr, ein Gelenkrheumatismus und eine Brustfellentzündung aus. Besonders diese Erkrankung war ernst und langwierig, wurde aber von Glättli mit Geschick und Erfolg bekämpft. Er hatte auch die Genugtuung, bei einer Konsultation mit Prof. Dr. Ernst aus Zürich, von diesem alle seine Anordnungen gebilligt zu sehen. Die Heilkunst behalf sich übrigens zu jenen Zeiten vielfach mit andern Mitteln als heutzutage. Man hielt große Stücke auf Purgieren, Aderlassen, Schröpfen, Blutegelansetzen, Blasenziehen und dergl. Das Fieberthermometer habe ich erst

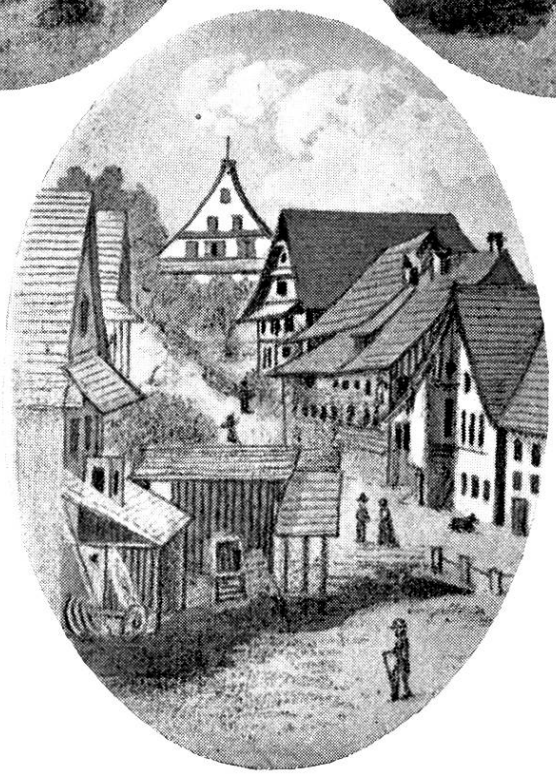
weit später kennen gelernt und weiß nicht, ob es damals schon im Gebrauch war. Um bei seinen Kranken Fieber festzustellen, befühlte Dr. Glättli Stirn und Hände, griff den Puls, ließ sich die Zunge zeigen und untersuchte das Herz. Selten hatte er über Mangel an Arbeit zu klagen, im Gegenteil, sie ging oft fast über seine Kräfte, denn der Beruf eines gesuchten Landarztes war damals wie heute, sehr anstrengend und aufreibend. Aber in einem Punkte sind die heutigen Landärzte sicherlich besser dran als die frühern, sie können sich gegen die auf dem Lande herrschende Sitte, den Arzt zum Dank für sein Kommen zu einem Glase Wein zu nötigen, und gegen die damit verbundene Gefahr dadurch wehren, daß sie sich hinter die Abstinenz, damals etwas noch völlig Unbekanntes, verschanzen.

Im Hochsommer des Jahres 1867 brach bekanntlich in der Stadt Zürich die asiatische Cholera aus und verbreitete sich auch über den Kanton. Rifferswil sollte ebenfalls seinen Teil abbekommen. Man hatte rasch weitgehende Vorsichtsmaßregeln getroffen: Eine besondere Kommission, bestehend aus Arzt, Gemeindeamman, Präsident, Pfarrer und einem Beisitzer, war eingesetzt, zwei Abwarte waren bestellt, die Aborte im Schulhaus, in den Wirtschaften und in der Fabrik mit Eisenvitriol desinfiziert worden usw. Da kam von Birmensdorf her, aus einem Haus, in dem ein Cholerafall sich ereignet hatte, ein Ehepaar mit einem kranken Büblein nach Rifferswil zur Großmutter auf Besuch. Der Knabe starb bald unter verdächtigen Erscheinungen, und als er am 14. September begraben werden sollte, verbot der Bezirksarzt den Eltern, das Särglein zu begleiten, und das Haus wurde abgesperrt, weil mittlerweile die Großmutter des Kindes unzweifelhaft an Cholera erkrankt war; sie starb schon am Samstag der gleichen Woche. Nun gewaltiger Schrecken bei Klein und Groß im ganzen Dorf. Um uns zu beruhigen, behauptete ein Schulmädchen allen Ernstes, Cholera befalle nur diejenigen Personen, die zu viel „Cholerabe“ essen. Der Eigentümer aber des Raumes, der als

1.



2.



3.

1. Kirche und Rückseite des Pfarrhauses, von Osten. 2. Statthalterhaus, von Nordosten. 3. Blick vom Wohnzimmer im Pfarrhaus nach Südwesten, gegen das Dorf.

Gezeichnet von Frl. Hanny Meyer († 1918) um 1860

Leichenkammer ausersehen war, weigerte sich nun, ihn herzugeben. Da boten die Eltern unser Waschhaus an, und so wurde denn am Sonntag abend (es war Bettag) der Sarg mit der Leiche dorthin gebracht, wobei Papa mit der Laterne leuchtete. Nachher reinigten die Träger und er sich und das Waschhaus mit Chlorkalk. Am Montag morgen trugen die beiden Krankenwärter und zwei „Stillständer" die Tote zu Grabe, während der Pfarrer allein das Leichengeleite bildete, aber man in üblicher Weise läutete; dagegen fand die Abdankung erst im Gottesdienst des folgenden Sonntags statt. Diese zwei Cholerafälle blieben glücklicherweise die einzigen in unserm Dorfe. Die Rifferswiler aber rechneten, wie billig, dem Pfarrer sein Verhalten hoch an, und man sagte etwa zu uns Knaben: „Näi, wie händ er au dörfe!" Unsere Eltern wagten es übrigens auch, Ende September uns nach Küsnacht zu den Großeltern in die Ferien zu schicken, da dort die böse Seuche bisher nicht aufgetreten war. Wie war es doch auffallend, daß der sonst so lebhafte Dampfbootverkehr auf dem See fast ganz ruhte, und die Schraubendampfer, die allein noch fuhren, meist unbesetzt waren und die Stationen nur zum Auswechseln der Postsäcke anliefen.

Ein weiteres Kapitel meiner Erinnerungen könnte ich mit dem Worte „Feuer" überschreiben. In jenen Jahren kamen die Saugspritzen auf, die durch einen besonderen Saugschlauch das Wasser unmittelbar und ununterbrochen vom Bach, Weiher oder Brunnen her dem Wasserbehälter der Spritze zuführen, während man vorher bekanntlich das Wasser in Eimern, die von Hand zu Hand gingen, herbeitragen mußte. In Rifferswil gab es keinen Feuerweiher; dafür wurde nun im Bach oberhalb der Brücke eine zisternenartige Vertiefung gegraben und ausgemauert, wo der Saugschlauch stets Nahrung genug fand. Nachdem die neue Spritze eingetroffen war, galt es nun auch, die Mannschaft darauf einzuüben. Sonntag, den 11. Dezember 1862, nachmittags, fand eine solche Spritzen-

probe statt. War das ein Jubel unter der Jugend! Schon das Zusammenströmen scheinbar unzähliger Männer bei der Ober-Rifferswiler Brücke, das Ablesen der vielen Namen, das Legen und Wiederabbrechen der langen Schlauchleitung bis zu dem oder jenem als brennend gedachten Hause, war für uns ein höchst ergötzliches Schauspiel. Als die Spritze zu arbeiten anfing und das Wasser in die Schläuche trieb, zeigten sich manche dieser so alt und schadhaft, daß aus ihren vielen Löchern kleine Springbrunnen hoch aufspritzten und bessere Schläuche eingesetzt werden mußten. Zum Schluß hieß es, der Kirchturm brenne; aber es kostete bedeutende Mühe, den ansehnlichen, wagrechten und senkrechten Abstand vom Bach bis zur Höhe des Kirchhofes und gar des Turmes zu bewältigen. Endlich aber gelang es, und nun prasselte der Strahl aus dem „Wendrohr" mit Wucht auf das Turmdach, von wo das Wasser in Sturzwellen auf die Gräber herunterrauschte.

Doch, es dauerte nicht lange, so galt es ernst. Wenig später nämlich trieben auf Dörfern und einsamen Höfen des benachbarten Aargaus und des Zugerbietes Brandstifter ihr unheimliches Wesen und jagten auch den Aemtlern schwere Angst ein, so daß überall Nachtwachen ausgestellt wurden. In der Schule hieß es, man habe in jenen Gegenden Zettel gefunden mit dem Verschen:

„Es sind unser dreißig, brennen tun wir fleißig.
Den Armen tun wir nichts, den Reichen schadt'es nichts."

Auch uns in Rifferswil schreckte unzählige Mal das Gellen des Feuerglöckleins, der kleinsten der vier Kirchenglocken, aus dem Schlafe. Wir ältern Buben schliefen im obern Stock des Pfarrhauses allein, fern vom Schlafzimmer der Eltern. Je länger je mehr gerieten wir nun in eine nervöse Aufregung, wollten abends nicht mehr allein zu Bette gehen und mußten in der Nacht, wenn wieder Feuerlärm war, von den Eltern beruhigt werden. Diese verboten uns zwar streng, von Feuersbrünsten, Spritzenproben und dergl. zu reden. Aber die Schule sorgte

schon dafür, daß man nie aus der Aufregung herauskam, nicht nur durch beredte Mundstücke, sondern auch deswegen, weil sich der Spritzenraum im Untergeschoß des Schulhauses befand, so daß wir nach einer Brandnacht mit eigenen Augen sehen konnten, ob die Spritze ausgefahren sei oder nur der sog. „Feuerlauf“ hatte ausrücken müssen. In Rifferswil selbst brannte es aber in jenem ganzen Sommer nicht, zum Glück! — Oder soll ich frevelhafterweise sagen: Leider? Denn trotz aller Angst hegte ich den sehnlichen Wunsch, einmal ein Gebäude in Flammen aufgehen zu sehen. Zweimal ging er beinahe in Erfüllung. An einem Winternachmittag — wohl 1865/66 — als wir eben vor dem Schulhaus auf das Zeichen zum Beginn des Unterrichts harrten, zog urplötzlich am Himmel von Norden her eine entsetzlich schwarze Rauchwolke heran. Mit dem Rufe: „Fürio, es brännt i der Schonau“! setzte sich die ganze Schülermenge in Laufschritt, ohne erst Herrn Siegrist zu fragen, der übrigens bald selbst nachkam. Ich war natürlich ebenfalls mitgelaufen. Aber o weh! Zufällig trug ich sog. „Finken“ an den Füßen, die auf der gefrorenen Straße sowie im geheizten Zimmer ihre guten Dienste leisteten, aber im tiefen Schnee nach wenigen hundert Schritten völlig durchnäßt und eiskalt wurden. Jetzt fand ich es doch klüger, umzukehren, und ein Mitschüler tat aus ähnlichem Grunde dasselbe. In der Annahme, die andern würden bald wieder kommen und der Unterricht dann seinen Anfang nehmen, blieben wir im Schulzimmer und vertrieben uns die Zeit nach Gutdünken, begaben uns aber endlich, da kein Mensch sich zeigte, nach Hause. Unterdessen war aber auch der Brand schon vorüber, und ich hatte rein gar nichts davon gesehen. Erst hinterher vernahm ich von andern, daß ein armer Tropf ein einsames Scheuerlein, diesseits der Schonau, an der Albisstraße, in der Absicht, sich ein warmes Winterquartier zu verschaffen, angezündet hatte. Der Unglückliche stellte sich selbst auf der Brandstätte, hätte das jedoch beinahe mit seinem Leben bezahlt; denn die erbosten

Bauern zeigten nicht übel Lust, ihn ins Feuer zu werfen. Der brennende Heustock aber hatte einen derartigen Qualm verbreitet, daß von Hausen und andern Orten Feuerspritzen anrückten. Doch, sie fanden nicht das Geringste zu tun; Gebäude, die man hätte schützen müssen, standen weit und breit keine, ebensowenig war Wasser zum Löschen in der Nähe. So brannte die Scheune unbehelligt bis auf den Grund nieder. Trotzdem hatte der Ortspfarrer, in diesem Falle also mein Vater, die sog. Abdankung zu halten, wie sie damals auf dem Lande noch allgemein in Uebung war[16]). Er mußte sich zu diesem Behufe auf dem Brandplatze nach den nähern Einzelheiten erkundigen, den anwesenden Löschmannschaften nachfragen usw., und diese dann, nach einer Ansprache „aus dem Stegreif", mit Danksagung entlassen. Bin ich recht berichtet, so benutzte Papa als Kanzel ein aufrechtgestelltes Faß; jedenfalls zog er sich mit Ehren aus der Sache, war auch insofern nicht völlig unvorbereitet, als er mehrere Jahre vorher bei einem Brand in Hefferswil den Dekan Reutlinger, den damaligen Pfarrer von Mettmenstetten, „abdanken" gehört hatte. Mir aber haben die unglückseligen „Finken" an jenem Wintertage die Erfüllung meines Herzenswunsches vereitelt, und für den Spott über mein Mißgeschick brauchte ich nicht zu sorgen.

Eine zweite Gelegenheit entging mir auf andere Weise. Hinter einer Reihe alter Holzhäuser im Oberdorf legte einst nachts eine ruchlose Hand in dort aufgeschichtete „Bürdeli" Feuer ein. Zufällig war jemand in einem Nachbarhaus wegen Unwohlsein aufgestanden, bemerkte den Feuerschein und schlug Lärm. So konnte der Brand im Keime erstickt werden; wäre dies nicht geschehen, so hätte er wohl die ganze Häuserreihe ergriffen. Die angebrannten und aus der „Beige" herausgerissenen Bürdeli, die ich am andern Morgen mit eigenen Augen gesehen habe, machten mir tiefen Eindruck, und ich war herzlich

---

16) vergl. Stauber, S. 58.

froh, nicht Augenzeuge eines unabsehbaren Unglücks geworden zu sein.

Einäscherungen durch Blitzschlag sind meines Erinnerns von 1860—68 weder in Rifferswil noch in den Nachbargemeinden vorgefallen. In einem einzigen Briefe (von 1857) fand ich einen solchen Brandfall erwähnt; er betraf eine Scheune bei Knonau an der Zugergrenze. Ich schreibe dies günstige Ergebnis dem Umstande zu, daß im Kanton Zürich schon damals für die brandversicherten Gebäude Blitzableiter vorgeschrieben waren und diese eben sich bewährten. Bestimmt weiß ich auch noch, daß die schon erwähnten Dachdecker aussagten, der Ableiter des Pfarrhauses weise ebenfalls Spuren eines schwachen Blitzschlages auf. Das Vorurteil (oder soll ich sagen, das religiöse Bedenken?), das immer noch gegen diese überaus nützliche Erfindung Franklins in weiten Gegenden herrscht, ist mir darum nicht recht verständlich, und ebensowenig habe ich bis jetzt eine befriedigende Erklärung dafür erhalten können, warum man anderswo, z. B. im großen Kanton Bern, in dem Jahr für Jahr eine Menge schöner Bauernhöfe dem Blitzschlag zum Opfer fällt, sich nicht in ähnlicher Weise wie im Kanton Zürich, gegen diese, jeden Sommer drohende Gefahr schützt.

Schon seit Jahren hatte man im „Amt“ von einer Eisenbahn von Zürich über Affoltern nach Zug gesprochen. Nach lange dauernden Bauarbeiten wurde die Linie im Frühling 1864 fertig gestellt, und am letzten Mai-Montag fand die Einweihung statt. Dabei durften wir nicht fehlen, strömte doch das halbe Rifferswil nach Mettmenstetten. Dieses Dorf und sein Bahnhof prangten im Schmuck der Blumen, Kränze, Tücher und Fahnen, und eine festlich gestimmte, erwartungsvolle Volksmenge drängte sich um das Aufnahmsgebäude. Nach einigem Harren erdröhnten plötzlich Böllerschüsse im Tal und Kanonendonner von den Höhen herab, und der Zug lief in die Bahnhofanlage ein, selbst reich mit farbigen Tüchern geschmückt und von zwei bekränzten Lokomotiven gezogen. Schwarz gewan-

dete Herren mit Zylindern stiegen aus oder bemühten sich wenigstens bis auf die Wagentreppen, kurze Reden wurden gewechselt und mit vollen Gläsern auf das Wohl und Gedeihen des neuen Schienenweges angestoßen. Nach kurzem Aufenthalt dampfte der Zug unter lautem Hochrufen und abermaliger Kanonade Knonau zu. So großartig wir auch alles fanden, konnten wir doch die vorwitzige Bemerkung nicht unterdrücken: Wenn die schwarzen Herren im Festzuge auf allen 15 Stationen der Linie das Gleiche leisten müssen, so werden sie wohl in stark angeheitertem Zustande in Luzern eintreffen. Auf dem Rückweg berührten wir den Homberg, der ebenfalls beflaggt war und als Standort für Geschütze hatte dienen müssen. Die Rifferswiler Kanoniere aber, die dazu kommandiert waren, hatten in ihrem Uebermut, die zufällige Abwesenheit des Hausherrn benutzend, gegen die getroffene Abrede und zum schweren Aerger der guten Frau Nüscheler, die zwei Kanonen gerade vor dem Wohnhause aufgepflanzt und die dort blühenden Rosenhecken arg zerschossen.

Rifferswil erhielt aber noch seinen besondern Anteil an dem großen Fortschritt der Zeit in der Gestalt eines täglich zweimal laufenden Postkurses von Affoltern über Rifferswil nach Hausen und Kappel. Schon am 1. Juni 1864 kam der erste Postwagen zweispännig angefahren, auch wieder reich bekränzt und mit Kanonenschüssen begrüßt. Das war ein Ereignis für das verträumte Dörfchen und seine alten und jungen Bewohner. In den ersten Tagen eilten wir jedesmal, wenn das Geklingel der Postpferde von weitem sich hören ließ, ans Fenster oder auf die Straße, um ja nichts von dem ungewohnten Schauspiel zu verlieren. Alle Wünsche waren freilich noch nicht erfüllt; denn Beiwagen gab es natürlich in Rifferswil nicht, und es setzte lange Gesichter ab, wenn man etwa verreisen wollte und die Postkutsche schon voll besetzt in Rifferswil einfuhr. Denn z. B. die Kurgäste des Bades Albisbrunn bei Hausen machten sie sich nun häufig zunutze. Natürlich wickelte

sich von jetzt an auch unser Verkehr mit den Verwandten in der Hauptstadt und am See auf diesem bequemeren Wege ab. Das Abholen erwarteter Gäste bei der Post war für uns ebenso wichtig, wie wenn man in einer Großstadt Fremde am Bahnhof empfängt, um ihnen die Wege zu weisen, obschon unsere Post bei der Schmiede hielt und von dort das Pfarrhaus zu sehen ist. Aber mit gleicher Spannung, wie ein am Stadtbahnhof Wartender fragten wir uns: Kommt der Besuch wohl wirklich?; oder kommt er am Ende gar nicht? Und die Antwort fiel nicht immer befriedigend aus. So erwarteten wir einst die liebe Großmama aus Zürich. Wir alle fünf — Luischen noch ganz klein — standen erwartungsvoll auf dem Halteplatz. Die Post stand still, aber keine Großmama saß darin, kein bekanntes Antlitz wollte zum Vorschein kommen, und mit langen Gesichtern, denen das Weinen näher war als das Lachen, kehrten wir zu den nicht minder verdutzten Eltern zurück. Eine zufällig übersehene Briefstelle hatte die Einladung mißlingen lassen. — Heiterer endete ein anderer Empfang. Die Großmütter oder Tanten huldigten bei ihren Besuchen dem löblichen Brauch, einen Beitrag zum Mittagessen mitzubringen, in Form einer St. Gallerwurst oder einer Sulzpastete, die in einer uns wohlbekannten runden Schachtel verpackt zu sein pflegte. Nun hatte einst der Besuch im Augenblick des Aussteigens die Schachtel im Postwagen liegen lassen. Während man sich freudig begrüßte, fuhr die Post ab. Zum Glück gewahrten die Ankömmlinge ihren Verlust noch beizeiten, und wir Knaben wurden nun dem fortrollenden Postwagen nachgesandt, um ihm das köstliche Gut abzujagen. Man kann sich denken, daß wir kaum je einem Befehl bereitwilliger und flinker nachgekommen sind; wohl uns, daß es noch keine Autopost war!

Nun mußten aber für das neue Verkehrsmittel auch die Straßen verbessert werden; vor allem diejenige nach Hausen, die sich bisher mit einigem Auf und Ab und durch ein nettes Wäldchen so hübsch nach links herumgeschlängelt hatte, ge-

nügte den neuzeitlichen, ach, so nüchternen Begriffen von einer Poststraße nicht von ferne. Sie wurde nun schnurgerade und schattenlos durch das Oberrifferswilermoos gezogen (Sommer 1865). Dann gings an die Verbindung mit Mettmenstetten, und es entstand der Straßenzug, der oberhalb der Fabrik von der Kappelerstraße abzweigend und die Jone auf einer neuen Brücke überschreitend zwischen Hurter- und Statthalterhaus hindurch in fast gerader Richtung verläuft und unterhalb des Gerenstegs die neue Mettmenstetterstraße erreicht. Und gerade bei diesem Vereinigungspunkt stieß man auf eine Merkwürdigkeit, nämlich eine römische Niederlassung,[17]) was Neugierige von nah und fern herbeilockte, zu denen wir natürlich auch gehörten. Das war für mich die erste unmittelbare Berührung mit dem römischen Altertum. Mehr Eindruck aber machten uns damals die Nachkommen der alten Römer, die italienischen Arbeiter, die die neuen Straßen bauten. Ein Trupp von ihnen fand Unterkunft in einem alten, verlassenen Haus des obersten Dorfteiles, und von dieser Haushaltung gingen Schauergeschichten im Dorfe um, vielleicht nur weil uns Art und Wesen der Italiener so gar fremdartig anmutete. Auch wenn sie an Sonntagnachmittagen im „Engel" beim Moraspiel saßen und ihr wildes Rufen bis auf die Straße und in die Nachbarhäuser drang, schien das denjenigen Recht zu geben, die sich vorstellten, es handle sich bei diesen braunen Söhnen des Südens immer um Mord und Todschlag. Zur Ehre der damals in Rifferswil weilenden Italiener sei aber gesagt, daß mir von Messerstechereien oder Ähnlichem nichts im Gedächtnis geblieben ist und ich auch in Briefen aus jener Zeit nichts davon gelesen habe, der beste Beweis, daß Schlimmes nicht vorkam.

An etwas anderem aber stießen wir uns sehr, nämlich an der Sprache der Italiener, die uns, weil wir keine Silbe davon verstanden, abscheulich dünkte. Doch wie horchten wir auf, als

---

[17]) A. Nüscheler, Zur Heimatkunde von Rifferschweil vor der Reformation. Zürich (1888), S. 4.

uns der Vater versicherte, das Italienische sei eine gar wohlklingende Sprache, ja eine der schönsten, jedenfalls unendlich viel schöner als unser Schweizerdeutsch. Erst waren wir förmlich empört; wie konnte man nur so etwas behaupten! Waren wir doch bis jetzt felsenfest davon überzeugt gewesen, daß es auf der ganzen Welt keine edlere Sprache gebe als Schweizerdeutsch, ja im besondern als unser „Aemtlerdeutsch", wie es in unserer Schule ertönte. Erst langsam dämmerte uns auf, der Papa könnte vielleicht doch nicht so Unrecht haben. Wir fanden am Ende z. B. so ein „sagramento", „diavolo" oder „santo Cristo" recht fein; aber gerade dies nachzusprechen, verbot man uns.

Ereignete sich ausnahmsweise in unserem stillen Dorfe etwas Ungewöhnliches, so entstand immer — und nicht nur bei der Jugend — großes Aufsehen, und lange war von nichts anderem die Rede. Da tauchte z. B. ein „Gummi" (Commis voyageur) mit seinem postkastenähnlichen Fuhrwerk auf, oder es gab ein Brautfuder zu sehen[18]), d. h. die Aussteuer eines Hochzeitspaares auf einem Leiterwagen, der von bekränzten Rossen in das betreffende Dorf und Haus gefahren wurde. Die Hauptstücke des Hausrats bildeten stets ein Sofa, ein Tisch, ein Spiegel, ein Schrank, ein Spinnrad, zwei Betten und eine Wiege, diese von den Zuschauern immer mit einigen Scherzen begleitet. Aber auch eine Hochzeit nach städtischer Art mit schwarzen Herren in Seidenhüten, zu ihrer Seite schön geputzte Damen, die Braut mit weißem Schleier und Myrtenkranz, die Kutscher mit Sträußchen im Knopfloch und was sonst damals Brauch war, gab es zu sehen, als im Dezember 1865 Herr Spinner die anmutige Tochter des Bärenwirts Bühler als Gattin heimführte. Da von der Straße nur eine lange Treppe zu der Kirche hinaufführt, waren die Hochzeitsgäste genötigt, am Fuße der Treppe die Wagen zu verlassen, und so bot sich für die schaulustige Menge eine herrliche Gelegenheit,

[18]) Stauber, S. 16 f.

alles so recht gründlich zu mustern. Noch sehe ich das feine Brautpaar vor mir, wie es so ernst und sittsam dem Zuge voran zu der reichbekränzten Kirche hinaufstieg. Ueberhaupt verlief dies Familienfest in allen Teilen höchst würdevoll, wie Papa, der Hochzeitsprediger war, nicht müde wurde, zu erzählen.

Großartig für Rifferswiler Begriffe waren auch einige Bestattungen. Von derjenigen des Statthalters Hegetschweiler im Jahre 1860 sprach ich bereits. In einem späteren Jahr war der Landjänger des Dorfes, namens Meili, während er im „Engel" bei einem Glas Wein saß, an einem Schlag plötzlich gestorben und wurde seiner großen und bedürftigen Familie tot ins Haus gebracht. Aber nicht nur dieser jähe Hinschied war für das Dorf etwas ganz Unerhörtes, sondern auch das Begräbnis gestaltete sich dadurch zu etwas Außerordentlichem, daß Meili, seinem Beruf entsprechend, mit militärischen Ehren zu Grabe getragen wurde; eine Kompanie Landjäger in Uniform, mindestens 50 Mann unter zwei höhern Polizeioffizieren, war dazu beordert und schritt gemessen und würdevoll hinter dem Sarge her. — Nicht minder feierlich ging es an der Bestattung Hermann Bärs zu. Dieser, ein begabter junger Rifferswiler, von gewinnendem Wesen, war seiner Zeit von unserm Vater aufs Gymnasium vorbereitet worden, starb aber als Theologiestudent in der Blüte seiner Jahre; es mag 1867 gewesen sein. Da er nun zu den Zofingern gehört hatte, rückten diese in großer Zahl an, mit Mütze und Band, mit umflorter Fahne und allem, was in einem solchen Fall das studentische Gepränge erfordert, um ihrem Studienfreunde das letzte Geleite auf den stillen Friedhof seines Heimatdorfes zu geben. Wohl nie vorher hatte Rifferswil einen solchen Studentenaufzug gesehen, auch noch kein Grabkreuz mit dem für die meisten etwas dunkeln Zusatz „stud. theol." hinter dem Namen, den auch uns der Vater erst erklären mußte.

Natürlich traten in unserm Dorfe, wie anderswo auf dem Lande, von Zeit zu Zeit fahrende Leute der verschiedensten

Art auf, blinde oder lahme „Oergelimannen“, Dudelsackpfeifer, Bärenführer mit Dromedar und Aeffchen, Savoyardenbüblein mit Murmeltieren oder Meerschweinchen, Budenbesitzer mit allerlei Sehenswürdigkeiten, Blechmusiken, die nach dem Urteil der Eltern immer falsch spielten, was wir nie begriffen, klang es doch so wunderschön. „Reitschulen“ bekamen wir mehrere ins Dorf, und sie fanden starken Zuspruch; auch die Italiener, die gerade anwesend waren, vergaßen für einen Sonntag Nachmittag das Moraspiel und setzten sich so zahlreich auf die Pferdchen und in die Kütschchen, daß das Gestell krachte. Eine Truppe gab einst vor dem „Engel“ Seiltänze, Steinzerschlagen mit geballter Faust und andere Gaukeleien zum besten. Bevor man anfing, rief einer der Spieler: „Gibts denn nicht mehr Leute hier?“, was mich ärgerte; denn ich fand, der Dorfplatz sei noch nie so überfüllt gewesen und er dürfte sich wohl zufrieden geben. Noch mehr aber verdroß es mich, als wiederholt Geld eingesammelt wurde und ich endlich nichts mehr als einen Zweier zu spenden hatte, der Sammler aber dies Kupferstück, sowie er es bemerkte, zornig aus den Nickelmünzen auf dem Teller herausklaubte und mir mit Verachtung wieder zuwarf. Eine andere Truppe, die in zwei Wagen auf dem Dorfplatze hauste, spielte im Dezember 1864 im Tanzsaale des „Engels“ Theater, am einen Abend „Rosa von Tannenburg“, am andern „Genoveva“. Die Aufführungen dauerten ungefähr von 7½—10 Uhr und wurden, wie Mama schreibt, „mit Pauken, Trommeln und Trompetenschall“ eröffnet. Fritz und ich erhielten die Erlaubnis, mit den beiden Mägden die Aufführung der „Genoveva“ zu besuchen, nach der wir ein besonderes Verlangen trugen, da darin ein lebendiges Reh auftreten sollte. Das schlanke, sanfte Tier war tagsüber im „Engelstall“ untergebracht, wo wir es nach Belieben ansehen und streicheln durften. Bei der Aufführung selbst kamen wir freilich nicht auf unsere Rechnung. Denn die Schauspieler stammten aus Deutschland, und ihr Deutsch klang wirklich ganz

anders, als wie wir es in der Schule zu sprechen und zu hören gewohnt waren, sodaß wir nicht allzu viel davon verstanden; und das Rehlein, was für uns doch die Hauptsache war, hatte nur ein einziges Mal und bloß für wenige Augenblicke auf der Bühne zu erscheinen.

Im September 1863 gab es in nächster Nähe Regimentsübungen. Die Truppen waren eine Woche lang in Hausen untergebracht, und in Rifferswil erlebten wir ein- oder zweimal den Durchzug des ganzen Regiments. War das ein nicht enden wollender Vorbeimarsch, und ich dachte mir, wenn die Schweiz über so unzählige Soldaten verfügt, wird ihr jedenfalls nie ein Feind etwas Böses anhaben können. Wer aber beschreibt erst unsere Wonne und unsern Stolz, als während dieser Manöver eines Morgens ein schmucker Offizier auf einem Schimmel vor das Pfarrhaus geritten kam, da vom Pferde sprang und mit klirrenden Sporen zu uns heraufeilte. Es war der Leiter der Uebungen, Herr Major (später Oberst) Heß aus Zürich, der unsern Papa, dessen Sonntagskamerad er war, begrüßen wollte.

Die schöne Landschaft, in der Rifferswil liegt, lud von selbst zu Spaziergängen und Ausflügen ein, und der liebe Vater hat seine Buben schon früh auf Wanderungen mitgenommen, ihre Freude daran geweckt und sie zu größern Fußreisen tauglich gemacht. Ein ungemein beliebtes Ausflugsziel der Rifferswiler und zugleich die erste nennenswerte Höhe, die wir erklommen, war die Hochwacht auf dem Albis. Zumal an schönen Auffahtstagen pilgerten nachmittags unzählige Scharen dorthin;[19]) aber auch die Schule besuchte den hervorragenden Aussichtspunkt fast Jahr um Jahr. Man stieg gewöhnlich von der Riedmatt ziemlich steil zum sog. Schnabel empor, von wo die Hochwacht in wenigen Minuten zu erreichen ist. Den Rückweg nahmen wir jedesmal über das Oberalbis-Wirtshaus, wo man einkehrte. Zum Abstieg benutzten wir die schöne Staatsstraße. Die Aussicht von der Hochwacht dünkte uns immer wieder

[19]) Vergl. Stauber, S. 175.

aufs neue unbeschreiblich schön; aber wir hatten eigentlich doch nur Augen für die Hauptstadt, den See und die vielen darauf fahrenden Dampfer; (denn Eisenbahnen den Seeufern entlang, bestanden noch nicht). Indessen muß man zugeben, daß von jener Höhe der Zürichsee, den man in seiner sanften Krümmung vom untern fast bis zum obersten Ende überschaut, wirklich einen großartigen Eindruck hervorruft. Das übrige, insbesondere auch die wundervolle Alpenfernsicht vom Säntis bis zu den Riesen des Berner Oberlandes und noch weiter, dünkte uns Nebensache. Oft, erstmals wohl 1863, überschritten wir die Albiskette, wenn uns der Vater zu den Großeltern Burkhard nach Küsnacht brachte. Bald gings über den Schnabel nach dem Forsthaus im Sihlwald, bald über den Oberalbis nach Langnau, um an dem einen oder andern Ort die Sihlbrücke zu benutzen; dann wanderten wir an den Weihern von Gattikon vorbei nach dem Seeufer hinunter, und ein Ruderschiffchen setzte uns ans Reiseziel über. — An einen der letzten Aufenthalte in Küsnacht, im Vorsommer 1868, knüpft sich eine Erinnerung, die der Aufzeichnung wert ist. Im Frühling dieses Jahres hatten Konrad und Betsy Meyer den Seehof, der in unmittelbarer Nähe des Küsnachter Pfarrhauses liegt, zu ihrem Wohnsitz gewählt, und so konnten wir das Geschwisterpaar bei seinen häufigen Spaziergängen bequem beobachten.[20]) Die zwei hochragenden, ja schönen Gestalten, von Uneingeweihten nicht selten für ein Ehepaar angesehen, erregten durch ihre vornehme Erscheinung, die gewählte, eher etwas auffällige Kleidung, die hellen Sonnenschirme, die beide mit sich zu führen pflegten (an den von Frey erwähnten weißen Pudel kann ich mich hingegen nicht erinnern), die Aufmerksamkeit der Küsnachter, umsomehr als Konrad damals noch überall für einen Sonderling galt, aus dem niemand klug wurde. Trotz der Verwandtschaft stellten uns übrigens unsere Großeltern ihnen nicht vor, was uns „Schüüchbütle“ nur recht war. Aber auch der

[20]) Vergl. A. Frey, Leben C. F. Meyers, S. 189, 193 f.

Dichter und seine Schwester verspürten schwerlich ein unwiderstehliches Verlangen danach, mit den halbwüchsigen Buben ihres Vetters Fritz zu Rifferswil, Bekanntschaft anzuknüpfen.

Das erste „Schweizerreischen" ist uns Aeltern schon 1862, also im 5. und 6. Altersjahr zuteil geworden. Mama gebrauchte im Juni die Bäder in Seewen bei Schwyz, und wir durften sie für zwei Tage besuchen. Wir legten die Reise teils zu Fuß, teils im Wagen zurück. Sie ging zunächst über Hauptikon, Uerzlikon und Blickenstorf, die Heimat Waldmanns, nach dem stattlichen Baar. Es folgte die uns endlos dünkende, schnurgerade Strecke bis Zug, an dessen Eingang damals noch ein altes Stadttor stand, das dem Wanderer beständig winkte, aber lange nicht näher rücken wollte. In Zug speisten wir zum ersten Mal an der Mittagstafel eines Gasthofs (Hirschen), wobei wir ob all dem Neuen und Ungewohnten dermaßen staunten, daß wir gar nicht daran dachten, unsere Suppe zu essen, bis der Kellner herantrat und uns die Teller wegnehmen wollte, in der Meinung, wir seien keine Suppenesser. Jetzt wurde uns plötzlich klar, daß wir uns sputen mußten, wenn wir nicht zu kurz kommen wollten. Ueber die Weiterreise mit dem Dampfboot bis Arth und von da über Goldau bis Seewen, ist mir nichts im Gedächtnis geblieben als das liebliche Inselchen Schwanau im Lowerzersee. Was das Bad selber betrifft, so erinnere ich mich noch der langweiligen, fremden Gesichter bei Tische, an das winzige Zimmerchen, in dem wir übernachteten und an einen Spaziergang nach Steinen bei regnerischem Wetter. Auf der Rückkehr, um Mittag, als alle Badegäste vor dem Hause saßen und eben die Zöglinge aus dem nahen Kollegium in Schwyz ins Freie strömten, beging ich das Ungeschick, in den Straßenschmutz zu fallen, worauf ich, zum Ergötzen der zahlreichen Zuschauer, ein klägliches Geheul anstimmte.

Im gleichen Jahre, anfangs Dezember, folgten wir einer Einladung der Familie Stocker nach dem Hagedorn an der Lorze, wo jetzt Herr Stocker der Fabrik vorstand. Schon daß er

uns durch eine zweispännige Kutsche abholen und ebenso abends wieder heimführen ließ, bildete für uns ein seltenes und unschätzbares Vergnügen, dem die schon etwas frostige Witterung keinen Eintrag tat. Fritz und ich fühlten uns besonders glücklich über das Wiedersehen mit unsern Freunden Gottlieb und Hans. Wie klarblau und kräftig strömte die Lorze im Vergleich zu unserer etwas mißfarbigen und trägen Jone. Noch mehr aber bewunderten wir das schmucke Haus, das der Fabrikdirektor mit seiner Familie bewohnte, und in dem er uns entsprechend fein bewirtete. Am stärksten jedoch stach mir die Gasbeleuchtung in die Augen, die das ganze Haus erhellte, wenn es auch keine Auerbrenner waren, und daß man die zweiarmigen Zimmerlampen, während sie brannten, nach Belieben hinaufstoßen oder herunterziehen konnte, das schien mir der Gipfel alles Wunderbaren. Denn von Hause aus kannte ich nur die altmodischen Oellampen und die Unschlittkerzen.[21]) Zwar kam das Steinöl — noch glaubte kein Mensch, mit dem Fremdwort Petroleum die Sache gemeinverständlicher und schöner bezeichnen zu können — gerade damals auf, und unser Nachbar, der Posthalter, war der erste, der eine Steinölhängelampe (einen sog. Flachbrenner) für sein Wohnzimmer, das zugleich der Post dienen mußte, anschaffte; sie warf ihren hellen Lichtschein bis in den Garten und auf die Straße hinaus und galt deswegen als eine große Errungenschaft. Das Pfarrhaus Rifferswil aber behalf sich, so lange wir dort wohnten, mit dem alten Brennöl. Denn eine Steinöllampe auf einen Tisch zu stellen, um den vier Wildfänge sich mehr oder weniger sanft bewegten, schien den Eltern zu gefährlich, und gegen Hängelampen hegte man vielfach ein unüberwindliches Mißtrauen.

Außer dem Bade Seewen lernten wir noch andere Bäder in der Nähe kennen. Da war z. B. das einfache Wengibad bei Aeugst, in das wir bisweilen nachmittags zu gründlicherer

[21]) Vergl. Messikommer a. a. o. I, S. 25 u. Blätter für bernische Geschichte XX (1924), S. 227.

Leibesreinigung verschickt wurden; dann die auch höhern Ansprüchen vollauf genügenden Bäder Albisbrunn bei Hausen und Schönbrunn im Kanton Zug, wo etwa Verwandte aus Zürich weilten, die wir besuchten. Bei Schönbrunn lernten wir die Lorze als brausendes Gebirgswasser kennen, wie wir bisher noch keines gesehen hatten. Mit der neu eröffneten Bahn reisten wir wiederholt nach Luzern und zu seinen Merkwürdigkeiten, von denen mir das Löwendenkmal und die Kapellenbrücke am besten gefielen. Auf dieser wogte damals noch ein äußerst lebhafter Fußgängerverkehr hin und her, weil die Quaibrücke noch nicht bestand; ebenso ruhte der Gletschergarten noch im Dunkel des Erdbodens versteckt. 1866, als die Großeltern Burkhard uns besuchten, reisten sie mit uns nach Brunnen; denn wir wollten den kurz vorher vollendeten Kunstbau der Axenstraße kennen lernen. Der Vierwaldstättersee, den wir zum ersten Mal befuhren, machte uns ganz wirr im Kopf durch seine verwickelte Gestalt und seine vielen Buchten, und wir fanden zunächst, unser Zürichsee in seiner einfachen, übersichtlichen Form, sei uns doch lieber. Aber was machten wir erst für Augen, als wir den Urnersee mit seinen Gebirgen und die Felswände und Abstürze an der Axenstraße, die wir natürlich zu Fuß durchmaßen, zu Gesicht bekamen. Das Wetter war prächtig, aber der Föhn herrschte, und was das am Urnersee sagen will, weiß man ja. So waren wir denn zeitweilig nicht nur genötigt, mit dem Wind um unsere Hüte zu kämpfen, sondern wurden auch von Steinen bedroht, die durch die Stöße des Sturmes gelockert von hoher Wand auf die Straße herabflogen. Die Rückfahrt von Flüelen war nicht weniger aufregend. In Brunnen trieben die Wogen das Dampfboot immer wieder vom Ufer weg, und es konnte nicht anlegen. Der Notsteg für solche Tage war noch nicht errichtet.

Auch für die Schulausflüge wählte man jetzt mit Vorliebe die Innerschweiz. Einst erstiegen wir von Luzern aus den Gütsch und den Sonnenberg, auf die natürlich noch keine Drahtseil-

bahn führte. Leute mit gesunden Lungen und Beinen hätten es damals überhaupt lächerlich gefunden, sich auf einen Hügel wie den Gütsch in einem Bähnchen hinaufbefördern zu lassen. Ein anderes Schulreischen ging über Zug, Arth und Schwyz nach Brunnen, ein drittes nach Menzingen und auf den Gubel. Auch Papa unternahm um diese Zeit mit Fritz und mir schon größere Märsche. So führte er uns 1866 vom Paßübergang Oberalbis, dem Berggrat entlang, nach der Baldern und bei der Fallätsche vorbei bis auf den Uetliberg, wo damals noch das alte kleine und einfache Wirtshaus stand mit vielen schattigen Aussichtsplätzchen ringsum. Von Hotelbauten, Bahn, Aussichtsturm und andern Errungenschaften der Neuzeit sprach damals noch kein Mensch, ja niemand ließ sich von dergleichen etwas träumen. Vom Uetliberg stiegen wir nach Stallikon hinab und begaben uns über den Stallikerberg nach der Station Bonstetten.

Den Rigi, unsern Lieblingsberg, der uns in Rifferswil beständig auf Schritt und Tritt verfolgte, mit uns zu besteigen, hatte uns der Vater schon lange versprochen; aber erst im Juni 1868, also kurz bevor wir vom „Amte" schieden, kam es endlich dazu. An einem Sonntagnachmittag fuhren wir nach Immensee und begannen dort, von einem Führer begleitet, die Besteigung. Denn anders als zu Fuß oder allenfalls zu Pferd oder im Tragsessel gelangte man ja damals auch auf den Rigi nicht. Es war ein schöner Abend, und die Aussicht dehnte sich, je höher wir rückten, immer weiter und herrlicher aus. In der Dämmerung glaubten wir noch den Bieler- und Neuenburgersee in der Ferne glänzen zu sehen, trotz der Wolkenwand, die langsam im Westen heraufzog und Papas Mißfallen erregte. Auf dem Staffel, wo es bereits stockdunkel war, und auf dem Kulm bewunderten wir noch die vielen Lichter, die vom Tale heraufschimmerten, und der Führer verhieß zuversichtlich einen prachtvollen Sonnenaufgang, zu dem er uns schon rechtzeitig wecken werde. Am Morgen aber blieb alles totenstill, sogar als schon das Tageslicht unser Schlafzimmer erhellte. Warum?

Es herrschte dichter, kalter Nebel, und man sah keine drei Schritte weit. Der Führer, den wir jetzt entließen, war etwas kleinlaut und behauptete, es sei bis Mitternacht noch klar gewesen. Wohl oder übel, traten wir unverrichteter Dinge den Rückzug an und zwar in der Richtung nach Weggis. Beim Kaltbad lichteten sich die Wolkenschleier ein wenig, so daß uns doch einige Ausblicke auf den Vierwaldstättersee vergönnt waren. Bald darauf aber löste sich der Nebel in einen unbarmherzigen Landregen auf. Ueber die Schirme, die wir auf Papas Befehl, widerwillig genug, mitgeführt hatten, waren wir jetzt recht froh, langten aber trotzdem tüchtig durchnäßt am Seeufer an. Von der etwas trübseligen und frösteligen Heimfahrt im Schiff und in der Bahn ist nichts Besonderes zu melden. So endete meine erste Rigireise mit derjenigen Enttäuschung, die keinem Bergsteiger erspart bleibt; aber wer jung ist, tröstet sich leicht und denkt: „Wart nur, wir kommen wieder."

Im August des gleichen Jahres begab ich mich an einem Montagmorgen mit Fritz auf die wichtigste Reise meiner Jugendzeit: Die Eltern schickten uns einige Tage vor dem großen Umzug zu Verwandten nach Zürich. Aber so sehr wir uns auf die Herrlichkeiten der Stadt freuten, das Verlassen der Stätte, wo wir geboren waren und eine so schöne Kindheit verlebt hatten, sowie der Gedanke, daß nun eine ganz andere, vielleicht ernstere Zeit anbreche, bewirkten doch, daß uns etwas seltsam zumute wurde und wir noch manchen Scheideblick nach unserer trauten ersten Heimat zurückwarfen. Acht Tage später traten wir in die Stadtschulen ein, Fritz und ich kamen ins Fraumünsteramt zu den Herren Wolfensberger und Jakob Müller, und Diethelm und Heinrich[22]) ins Wolfbachschulhaus zu Herrn Schoch und Herrn Gsell. Damit tauchten wir in dem großen Strom der Stadtknaben unter, so daß auch meine Erinnerungen an das Land nunmehr ein Ende haben.

---

[22]) Fritz Meyer, Ingenieur, 1856—1914; Diethelm, geb. 1860, Dekan zu Weinfelden; Heinrich, geb. 1862, Dr. phil. Chemiker, in Zürich.